

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei
in der Tschechoslowakischen Republik.

10 Jahrgang.

Freitag, 3. Jänner 1930

Nr. 3.

Bezugs-Bedingungen:

Zel Zustellung ins Haus oder
bei Bezug durch die Post:

monatlich Ks 16.—
vierteljährlich 48.—
halbjährlich 96.—
jährlich 192.—

Zustellung von Manu-
skripten erfolgt nur bei Ein-
reichung der Retourmarken.

Erscheint mit Ausnahme
des Montags (täglich) 1930.

Demonstrationen für die indische Autonomie.

Lahore, 2. Jänner. Der von dem eben beendeten indischen Nationalistenkongress eingesetzte Ausschuss hat beschlossen, am 25. Jänner in ganz Indien eine Demonstration für die neuen Ziele des Kongresses zu veranstalten, nämlich für eine Autonomie, die der völligen Unabhängigkeit gleichkommt. Der Präsident des Kongresses ist ermächtigt worden, sämtliche den verschiedenen gesetzgebenden Versammlungen angehörenden nationalistischen Mitglieder zur sofortigen Wiederlegung ihrer Mandate aufzufordern. Die Organisation einer allgemeinen Verweigerung der staatsbürgerlichen Pflichten ist, wie verlautet, vorläufig noch nicht in Aussicht genommen, man will abgewartet, ob irgendwelche Zwangsmaßnahmen von der Regierungseite vielleicht einen geeigneten Vorwand für eine derartige Aktion liefern.

Opposition gegen Gandhi.

Lahore, 2. Jänner. (Neuer.) Gleich nach Beendigung des Allindischen Kongresses kam es zu einer ersten Spaltung. Dreißig Mitglieder treten infolge des von Gandhi gestellten Antrages, nach welchem im Kongress „Rabinnett“ lediglich Männer vertreten sein dürfen, welche in allen Punkten mit dem Kongressprogramm übereinstimmen, aus dem Kongressausschuss aus. Nach ihrem Abgang wählte der Ausschuss die von Gandhi vorgeschlagenen Kandidaten. Die ausgetretenen Mitglieder hielten sodann eine Sitzung ab, in der sie beschlossen, im Rahmen des Kongresses eine eigene demokratische Partei zu gründen.

Die Fanghunde der englischen Kapitalisten.

London, 2. Jänner. Der Inhalt der neuen kommunistischen Tageszeitung „Daily Worker“, dessen Erscheinen bereits gemeldet wurde, hat in den Kreisen der übrigen Blätter und politischen Parteien durch seinen Inhalt große Proteste erweckt. Die „Times“ erblickt in der Tendenz des neuen Blattes eine Verletzung des Versprechens des Sowjetbotschafters Sokolnikow, daß sich die Sowjets in die inneren Angelegenheiten Englands nicht einmischen werden.

Neuer französischer Generalstabchef.

Paris, 2. Jänner. (Havas.) General Weygand wurde an Stelle des Generals Debeney, der auf eigenes Ansuchen zurückgetreten ist, zum Chef des Generalstabes der französischen Armee ernannt. Debeney verbleibt im Obersten Rang.

Amerika gibt Gold ab.

New York, 2. Jänner. (Neuer.) Die Federal Reserve Bank teilt mit, daß die Goldabgabe in den Vereinigten Staaten im November ungefähr 23 Millionen und im Dezember 9.800.000 Dollar betrug, wodurch der Reingewinn für das Jahr 1929, der Ende Oktober des Jahres 1929 228.100.000 Dollar ausmachte, Ende Dezember sich auf 115 Millionen Dollar vermindert hat. Die Goldausfuhr betrug im Dezember Dollar 72.200.000, wovon 47 Millionen nach Frankreich und 21 Millionen nach England gingen. Die Goldbeschaffung für fremde Rechnung stieg um 22 Millionen Dollar. Der Rückgang des Goldvorrates im Dezember ist der größte seit Mai 1928.

Wie Kommunisten Erwerbslose anspitzen.

Berlin, 2. Jänner. Geheimnisvolle Mordtiefstahl im Arbeitsamt der Stadt Oranienburg haben jetzt, laut „Vossischer Zeitung“ eine überraschende Aufklärung gefunden. Der Führer der Oranienburger Erwerbslosen, der in der kommunistischen Partei von Oranienburg eine leitende Rolle spielte, der Arbeiter Bruno Böhmert, ist unter dem Verdacht, die Diebstähle verübt zu haben, von der Oranienburger Kantonsanwaltschaft in Haft genommen und in das Gefängnis eingeliefert worden. Wie das Blatt erzählt, besteht der Verdacht, daß Böhmert aus agitatorischen Gründen die Diebstähle verübt, um Verwirrung auf dem Arbeitsnachweis anzurichten und die Arbeitslosigkeit der Erwerbslosen zu steigern.

Das Programm der Haager Konferenz.

Paris, 2. Jänner. Die französische Delegation für die Reparationskonferenz, die sich aus dem Ministerpräsidenten Lardieu, dem Außenminister Briand, dem Finanzminister Chéron, dem Arbeitsminister Loucheur und ungefähr zwanzig Experten zusammensetzt, reist heute vormittags nach Haag ab. In Brüssel werden sich der französischen Delegation die belgischen Delegierten mit dem Konferenz-Vorsitzenden Jaspars an der Spitze anschließen. Mit dem gleichen Zug fährt auch der tschechoslowakische Delegierte Gesandter Dr. Osustj nach dem Haag.

Die vorbereitenden Konferenzberatungen werden morgen vormittags mit einer Aussprache zwischen dem britischen Schatzkanzler Snowden und dem französischen Ministerpräsidenten Lardieu eingeleitet werden.

Wie der „Matin“ erzählt, haben die Verhandlungen zwischen Italien und England zu einer vollen Übereinstimmung der Ansichten in allen Hauptfragen geführt. Mit Deutschland erübrigt hauptsächlich noch die Durchberatung der Frage der sogenannten Kommerzialisierung und der Mobilisierung der deutschen Schuld. Die juristischen Experten werden sich mit der Frage der Sanktionen für den Fall, daß Deutschland nicht zahlt, zu befassen haben. Man ist der Ansicht, daß mit dem Arbitrageverfahren entweder der Internationale Haager Gerichtshof oder ein besonderes Arbitragegericht betraut werden wird, dessen in den Bestimmungen des Young-Plans Erwähnung getan wird. Nähere Einzelheiten über die Frage der Sanktionen werden erst im Haag zur Beratung stehen.

Was die Reparationen betrifft, so heißt es im „Matin“, daß ihre Regelung, wenn sie auch für die Unterzeichnung des Schuldvertrages nicht unerlässlich notwendig sei, doch äußerst wünschenswert ist und daß Versuche unternommen werden, die Frage der Reparationen definitiv durch ein freundschaftliches Einvernehmen zu regeln.

Das Konferenzprogramm umfaßt folgende Hauptpunkte:

- 1. Annahme der Statuten der Bank für internationale Zahlungen.

2. Das amerikanisch-deutsche Sonderabkommen vom 28. Dezember 1929 über die direkten Zahlungen an Amerika, ohne Eingreifen und Vermittlung der künftigen internationalen Reparationsbank.

3. Die Frage der Reparationen und die mit dieser Frage technisch zusammenhängende Frage der Unterzeichnung des Young-Planes.

4. Gewisse Einwendungen, welche Deutschland vor der definitiven Unterzeichnung des Gesamtabkommens vorbringen will. Diese Einwendungen beziehen sich insbesondere auf die bekannten Erinnerungen des Reichsbankpräsidenten Dr. Schacht.

5. Die Frage der englisch-deutschen Liquidierung, welche Frage gleichfalls durch ein Sonderabkommen vorbereitet ist.

Das Konferenzprogramm könnte außerdem noch durch verschiedene andere Fragen technischer Art kompliziert werden.

Nationalistische Kontreminen.

Berlin, 2. Jänner. (Eigenbericht.) Die deutsche Delegation ist heute nach dem Haag abgereist. Es scheint, daß die Konferenz doch größeren Schwierigkeiten begegnen wird, als man bisher erwartet hat. Vor allem arbeiten die deutschen und französischen Nationalisten zusammen, um eine Einigung im Haag zu erschweren. So greift die deutsch-nationale Presse vor allem die Nachrichten über die Verschärfung des Sanktionsproblems gierig auf, um in Deutschland Stimmung gegen den Young-Plan zu machen. Auch glaubt man, daß ein deutsch-amerikanisches Sonderabkommen den Abschluß der Konferenz verzögern würde. Andererseits hofft man hier, daß alle Länder ein Interesse an der endgültigen Vereinigung der Reparationsfrage haben und daher gemeinsam bemüht sein werden, die Schwierigkeiten zu überwinden. Die deutsche Delegation wird sich gegen jede Form der Sanktionen, auch die Form des Boykotts, entschieden wehren. Der Young-Plan ist ein internationales Abkommen und es kann nicht gebildet werden, daß über seine Anwendung einzelne Regierungen entscheiden.

Die Aussperrung bei der Fa. Kunert in Wernsdorf und die Angriffe der Unternehmer in der Wirkwarenindustrie.

Die Aussperrung bei der Firma Kunert ist bisher unverändert. Bisher hat sich unter den Qualifizierten noch kein Streikbrecher gefunden; nur ein gewisser Herr Köstler aus Rumburg hat es für notwendig befunden, die Arbeit aufzunehmen. Bei diesem Herrn Köstler braucht sich eigentlich niemand zu wundern, daß er der Arbeiterschaft in den Rücken fällt. Er war als Expedient bei der Firma Breidl in Rumburg beschäftigt. Als dann der Betrieb in Rumburg zum Stillstand kam, lernte er die Wirkerei und war später bei der Firma Kunert in Arbeit, welche ihm angeblich jetzt einen Meisterposten versprochen hat. Dieser Herr Köstler ist der Sohn der Frau Köstler, Sekretärin des Herrn Industriellenvereins Dr. Hammer in Rumburg. Durch diese Verbindungen scheint er dazu berufen zu sein, der Arbeiterschaft Schaden zuzufügen.

Die Versammlungen, welche im „Vereinshaus“ stattgefunden haben, verliefen in voller Einmütigkeit. Besonders die letzte Versammlung am Montag war sehr gut besucht. Der Saal war überfüllt, so daß ein Großteil der Versammlungsteilnehmer nicht Platz fand und stehen mußte. In der Debatte kam zum Ausdruck, daß die Arbeiterschaft gewillt ist, bis zum endgültigen Sieg auszuhalten.

In Schönlinde und Umgebung sind sämtliche Wirkwarenindustriellen, die bisher als Außenleiter in Betracht kamen, die letzten Tage dem Industriellenverband beigetreten. Die letzten Tage hat auch eine Konferenz der Wirkwarenindustriellen stattgefunden, in welcher über die Stellungnahme der Arbeiterschaft beraten wurde. Aufgefallen will der Industriellenverband offiziell nicht verhandeln, sondern die Verhandlung in die Betriebe verlegen. Vorläufig muß abgewartet werden, wie sich diese Verhandlungen in den Betrieben entwickeln werden.

Obwohl die Kommunisten die größten Anstrengungen machen, ist es ihnen bisher bei Kunert nicht gelungen, die Arbeiterschaft — bis auf einige Unentwegte — an sich zu ziehen, sondern die Kunertarbeiter besuchen nach wie vor die Versammlungen der Union der Textilarbeiter in dem „Vereinshaus“.

Die bürgerliche Presse bemüht sich unablässig, die Arbeiterschaft irrezuführen. Sie meldet, daß die Klage wegen Entlassung der Betriebsausschüsse bei der Schiedskommission einstimmig, also auch von den Arbeitervertretern, abgewiesen wurde und daß die Entlassung nach § 82 der W.-O. durch die Firma berechtigt war. Diese Meldung scheint auf die Forderung der Öffentlichkeit und der Kunertarbeiter berechnet zu sein. Denn: erstens wäre es ein großer Mißbrauch der Industriellenvertreter in der Schiedskommission, wenn sie das Abstimmungsergebnis veröffentlichen würden, da die Beratungen der Schiedskommission doch streng vertraulich sind. Ferner ist durchaus nicht anzunehmen — nach der gegebenen Sachlage — daß die Arbeiterschaft für die Entlassung der Betriebsausschüsse gestimmt haben. Es wird noch festgestellt werden, inwiefern die Berichte der bürgerlichen Presse in dieser Sache der Wahrheit entsprechen. Wir betrachten diese Entscheidung der Schiedskommission als eine Fehlentscheidung, den bei der Verhandlung wurden die Beweisurteile (Zeugen) nicht zugelassen, so daß diese Verhandlung noch ein Nachspiel haben wird.

Die bürgerliche Presse bemüht sich ununterbrochen, den Interessen der Firma durch eine einseitige Berichterstattung zu dienen, wobei nach der anderen Seite die Arbeiterschaft irrezuführt wird. Deshalb ist es notwendig, daß sich die Kunertarbeiter über den wahren Stand der Bewegung in den Versammlungen der Union informieren lassen.

Zug von qualifizierten Arbeitern ist streng fernzuhalten!

Präsidentenwechsel?

Ein ruhiger und nüchterner Beobachter der tschechoslowakischen Politik wird kaum daran zweifeln, daß für diesen Staat zwar viele und vielerlei Probleme brennend sein mögen, aber sicher nicht das einer Neuwahl des Staatspräsidenten. Wir brauchen so wenig ein neues Staatsoberhaupt, wie Oesterreich eine neue Verfassung braucht, und es müßten schon ein tschechoslowakischer Schöber und Lippowits ersähen, um den Nationen weiszumachen, daß uns nichts fehlt als ein neuer Präsident. Trotzdem gibt es im tschechoslowakischen Lager Leute, deren Trachten seit Jahren auf die Entfernung Masaryks geht; um Kramar und Dufk, um Škrában und Gajda, vielleicht auch um Šodza und Bráňh, unter den Merikalen endlich, hat man früher schon versucht, Stimmung gegen Masaryk zu machen, gegen die „Burg“ zu intrigieren und für alle Eventualitäten vorzubauen. Erreicht haben die Herrschaften, die untereinander ja keineswegs einig sind, bisher nichts. Sie versuchen es darum seit einigen Monaten mit einer neuen Methode.

Seit dem Sommer schon werden in der tschechischen Presse „Gerüchte“ über einen bevorstehenden Präsidentenwechsel fabriziert. Am 7. März dieses Jahres wird Masaryk achtzig Jahre alt. Dieser achtzigste Geburtstag erschien den Geanern der „Burg“ just als der richtige Termin, um auf ganz anderem Wege zum lange erstrebten Ziele zu gelangen. Man wollte durch die Gerüchte die Stimmung für einen Präsidentenwechsel vorbereiten, dem Präsidenten, dem all das nicht verborgen bleiben kann, den freiwilligen Rücktritt nahelegen und durch Schamheit erreichen, was durch Gewalt nicht zu erreichen war. Hartnäckig behauptete sich in der Öffentlichkeit die Version, der Präsident werde sich an seinem achtzigsten Geburtstag ins Privatleben zurückziehen.

Für ein solches Vorhaben gäbe es natürlich nur ein Motiv: Schwäche und Uebermüdung des Präsidenten, körperliches und geistiges Ruhebedürfnis. Politische Motive zu einem Präsidentenwechsel sind lediglich in den halbstaatlichen Kreisen auf der äußersten Rechten der Bourgeoisie vorhanden.

Die tschechische Nation müßte ja verbissen sein, wenn sie den Glücksfall, einen Präsidenten wie Masaryk zu besitzen, nicht zu schätzen verstünde, wenn sie ohne besonderen Anlaß in einen Perionenwechsel willigte, der dem Firmenschild des jungen Staates den glanzvollsten Namen raubte, über den die Nation seit Jahrzehnten und vielleicht in Jahrhunderten verfügte. Man sehe sich doch um in Europa! Wo wäre ein Volk, das einen gleich repräsentativen Mann an die Spitze seines Staatswesens stellen könnte? Einen Mann, der einer der ersten Schriftsteller, der bedeutendste lebende Philosoph seiner Nation, praktischer Politiker und als Vorkämpfer menschlicher Ideale eine europäische Figur schon vor dem Kriege war, der dann zum Führer im Befreiungskampf der Nation, zum Neugründer des Staates wurde — wo hätte ein anderes Volk solch einen Mann? Tatsächlich hat der Masaryk die Tschechoslowakei nicht nur bekannt gemacht, sondern sie obendrein in ein besseres Renommé gebracht als alle Propagandaschriften des Orbis-Verlages. Was 10.000 Freieremplare der „Prager Presse“ nicht vermocht hätten, über alle Schönheitsfehler der tschechoslowakischen Demokratie hinweg der mitteleuropäischen Nationalitätenrepublik den Ruf eines demokratischen Vollwerkes zu verschaffen, das gelang der bloßen Erscheinung Masaryks. Die nationalen Minderheiten, die politischen Geanern des Systems, konnten das vielleicht bedauern und sich nach dem Tage sehnen, an dem die Auslandspropaganda würde ohne das glänzende Firmenschild auskommen müssen, die Mächte, die sich hinter diesem Schilde verborgen, sollten allen Göttern für jeden Tag der Präsidentschaft Masaryks danken. Der Vernichtungszug gegen die deutsche Schule, der Waffenaubau deutscher Angestellter, das Geschäft der Bodenreform, die

Rüstungen der Armee und selbst noch der gewalttätige Bürgerkrieg erschienen dem Ausland im milden Licht humanistischer Philosophie...

Und doch ist es nun soweit gekommen, daß der Präsident laut und öffentlich den Gerüchten widersprechen mußte...

Ausdrücklich versichert der Präsident, er würde als Privatmann publizistisch und schriftstellerisch tätig bleiben; er empfindet also nicht absolutes Ruhebedürfnis...

Ist es da nicht eine Schande, daß die Vaterpatrioten und dreimal geachteten staatsverhaltenden Nationalisten Gerüchte verbreiten, die der tschechischen Nation nur Unehre und dem Staate Schaden bringen können?

und dran, die Republik vor der Welt lächerlich zu machen und den Nachbarnationen beizubringen, daß wir alles andere als der Staat Masaryks sein wollen!

Die schönen Pläne sind wohl nun durchkreuzt und es ist unsinnig, dem klaren Dementi des Präsidenten noch einen falschen Sinn un-

Sozialdemokratie und Regierungsbeteiligung.

Karl Kautsky über das Koalitionsproblem.

Im Berliner „Vorwärts“ veröffentlicht der greise Altmeister des wissenschaftlichen Sozialismus, Karl Kautsky einen längeren Artikel über die Koalitionsfrage in Frankreich...

Kautsky geht hierbei aus von der Resolution des Internationalen Sozialistenkongresses in Paris, 1900, der sich seinerzeit im Zusammenhang mit dem Eintritt Millerands in das antiklerikale Kabinett Waldeck-Rousseau mit dieser Frage beschäftigt hat...

Diese Teilnahme ist durchaus kein angenehmer Zustand, sondern ein Uebel. Nichts leichter, als nachzuweisen, daß der Zustand der Opposition oder der Alleinherrschaft in der Regierung einem Koalitionsministerium weit vorzuziehen ist.

Es ist nur die Frage, ob man es stets vermeiden kann, ohne großen Schaden für das Proletariat, die soziale Entwicklung, den Weltfrieden. Es gibt Situationen, in denen das Uebel der Koalitionsregierung, das kleinere Uebel ist gegenüber weit größeren, die uns drohen...

Jede Koalition bringt gewiß manche Unbequemlichkeit mit sich für die Partei. Es

terschieben zu wollen. Nein, die Parteien des Parlaments werden nicht, wie die „Bohemia“ glaubt, die nächsten Wochen dem Studium der Koalitionsfrage widmen.

fragt sich, ob sie entscheidend sein dürften auch dort, wo die Koalition unfehlbare Vorteile für die Sache zu bringen verspricht, der die Partei dient.

Wie ganz anders ständen die Dinge in Italien, wenn der Faschismus auf ein Koalitionsministerium gestochen wäre, in dem energische Sozialisten säßen!

Die Zerklüftung des italienischen Sozialismus durch die bolschewistischen Einflüsse, und die aus derselben Quelle stammende Vereitelung jeder kräftigen Koalition gegen den Faschismus haben Mussolini den Weg zur Herrschaft gebahnt.

Allerdings müssen beim Eintritt in eine Koalitionsregierung von den sozialdemokratischen Parteien gewisse Umstände in Betracht gezogen werden. Kautsky meint da:

Ich möchte nur der Hoffnung Ausdruck geben, daß unsere französische Bruderpartei stärker ist, als manche Argumente der Gegner der Regierungsbeteiligung annehmen lassen.

Eines ist sicher: die Koalitionspolitik kann erfolgreich betrieben werden nur von einer starken, geschlossenen, disziplinierten Partei. Nur eine solche vermag sich in einer Koalition durchzusetzen. Eine schwache Partei ist stets in Gefahr, von ihren Koalitionsgenossen betrogen zu werden.

Kautsky weist auch darauf hin, daß bei der Entscheidung über den Eintritt von Sozialdemokraten in eine Koalitionsregierung gerade in Frankreich die Rücksicht auf die kommunistische Partei eine Rolle spielt.

Noch ein sehr ernsthaft aussehendes Argument gegen die Regierungsbeteiligung in Frankreich wird uns entgegengehalten: die Stärke der dortigen kommunistischen Partei, die aus der Koalitionspolitik neue Nahrung schöpfen würde.

Nun, die Kommunisten sind in Frankreich nicht stärker als in der Tschechoslowakei. Trotzdem haben es dort unsere Genossen jüngst gewagt, in die Koalition zu gehen, und zwar nicht nur die tschechischen, sondern auch die deutschen Sozialdemokraten.

Die entscheidende Frage ist doch die: Wird die Koalition durch die gegebene politische Situa-

Kellogg-Pakt schon reformbedürftig.

Paris, 2. Jänner. „New York Herald“ bringt eine Meldung aus Washington, wornach angeblich die gestern von der „Chicago Tribune“ verbreitete Nachricht sich bestätigt, daß Ministerpräsident Lardieu die Absicht habe, nach seiner Unterredung mit dem Staatssekretär Stimson Änderungen am Kellogg-Pakt anzugehen.

tion erheischt oder nicht? Sind die Nachteile der Koalition größer oder die des Ueberlassens der ganzen Regierungsgewalt an die schlimmsten Feinde des Proletariats?

Diese Frage muß untersucht werden ohne Rücksicht auf die kommunistische Konkurrenz. Sonst können wir in Gefahr, uns zu einer politischen Dummheit verleiten zu lassen, bloß aus Furcht vor der kommunistischen Dummheit.

Also die Entscheidung sollte getroffen werden aus rein sachlichen Gründen, ohne Rücksicht darauf, was die Kommunisten daraus machen werden.

Zum Schlusse befaßt sich Kautsky damit, welche Rolle beim Koalitionsproblem aufenpolitische Erwägungen spielen, er sagt da:

Doch handelt es sich bei einer Koalitionsregierung nicht allein um die innere, sondern auch um die äußere Politik. Da, seit dem Weltkrieg werden die Geschicke der Staaten immer enger mit einander verbunden und von einander abhängig.

Unsere Genossen wird sicherlich die Stellungnahme des bedeutenden Theoretikers der internationalen sozialistischen Bewegung über ein Problem interessieren, mit dem sich die Vertrauensmänner der Partei in den letzten Wochen außerordentlich gründlich befaßt haben.

Entfesseltes Volk. Bruchstück eines Romans aus der Filmindustrie.

Von Fritz Rosenfeld. (Schluß.)

Eldrid suchte Ulfar, zog ihn in ihre Garde. Er war stumm, starrte vor sich hin, als begriffe er nicht, was hier vorging. Endlich sagte er: „Das ist doch nicht von mir! Nicht eine Szene, nicht eine Geste ist von mir!“

Zu der anderen Dekoration sahen um einen langen Tisch die Revolutionäre, Verbrechergesichter, Senkergesichter; der Italiener trat ein, setzte sich in die Mitte, schob mit einer verächtlichen Bewegung ein Kreuzifix weg, winkte, und zwei Bauern in großen Soldatenmänteln führten einen Offizier vor.

Dieser Schuß aber war ein Signal: Ulfar stürzte vor, lief ins Bild, kümmerte sich nicht um Löwingers Gezeier, schrie, brüllte: „Ich protestiere! Das ist nicht mein Buch!“

Löwinger drehte nun mit Tornado-Geschwindigkeit. Klüchtig zusammengestellt, klüchtig getitelt wurde der Film Ulfars vorgeführt. Der erste Akt folgte ungefähr dem Entwurf Ulfars; Eldrid verliebte sich in den Offizier, Löwinger hatte sie endlos durch Landstrecken gehen lassen, was ihm ein paar Tage Niviera und gute Diäten eingetragen hatte.

Ulfar hatte am liebsten Mandelberg und Löwinger mit den Häuten bearbeitet und die Negaltbe des Films angezündet. Mandelberg führte ihn nach der Vorführung in sein Büro und fragte ihn im unschuldigsten Ton, was er eigentlich an dem Film auszufehen habe.

Ulfar suchte ihm auseinanderzusetzen, daß Löwinger aus einer Liebesgeschichte, die die Revolution zum Hintergrund hatte, einen gegenrevolutionären Film gemacht habe. Mandelberg verteidigte sich mit den naivsten Argumenten, Ulfar sah die Zwecklosigkeit dieser Unterhaltung schließlich ein und fragte, nicht mehr erboht, sondern kalt heiter gestimmt über die unsahbare Ahnungslosigkeit Mandelbergs: Warum er das Buch eigentlich gekauft habe, da er es doch kaum verwenden, sondern ein ganz anderes schreiben ließ?

„Wie so recht?“ „Der Film ist reaktionär. Und schlecht dazu. Löwinger hat noch nie so geschludert wie diesmal. Aber ein Geschäft ist der Film. Ein Geschäft!“

Da hielt Mandelberg seinem Dramaturgen lächelnd die Zigarettenliste hin und ein brennendes Bündel Holz.

Nach der Premiere, die wieder ein großer Erfolg für Eldrid wurde, erzählte Ulfar dem Hilfsregisseur Stiefmüller von seiner Unterredung mit Mandelberg. Stiefmüller knabberte an seiner Zigarette, schob das Bierglas auf dem Tisch hin und her, und sagte, ohne Ulfar anzusehen:

„Ich hab' die Filmdichter immer für naive Leute gehalten. Aber ein so naiver, wie Sie sind, ist mir noch nicht untergelaufen. Sie glauben wirklich die Geschichte mit dem zugkräftigen Titel? Na, dann werde ich Ihnen einmal berichten, warum Ihr Entwurf umgestülpt wurde: Der Film hatte dreihunderttausend Mark gekostet. Mandelberg selbst hatte nur achtzig. Fünzig gab die italienische Firma, hundert gab ein Großindustrieller aus Essen, die anderen siebzig nahm ein Rittergutsbesitzer, der ein Jugendfreund Mandelbergs ist, als Hypothek auf sein Schloss. Eine faschistische Firma, ein Großindustrieller, ein Junker — zweifeln Sie, daß diese zärtlichen Freunde der russischen Revolution von Ihrem Drehbuch begeistert waren? Mandelberg hatte bereits Verträge geschlossen, der Film mußte gedreht werden, es blieb kein anderer Weg als: Umarbeiten. Da sich Mandelberg an den fünf Fingern abzählen konnte, daß Sie nicht einverstanden sein würden, hat er Sie einfach ausgeschaltet.“

Für die neunjährige Schulpflicht.

Uns wird geschrieben:
Auf der Prager Schulreformtagung wurde von einigen Teilnehmern auch die Einführung der neunjährigen Schulpflicht gefordert. Diese Forderung ist in Staaten, die ein hochentwickeltes Schulwesen besitzen, schon längst zu einer fast selbstverständlichen Forderung geworden, so in Deutschland, England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Nicht nur die großen Lehrerverbände, sondern auch höchste Schulbehörden und internationale Vereinigungen betonen die Notwendigkeit, daß der schulmäßige Bildungsgang der Jugend um ein Jahr verlängert werde. Kein einsichtiger Bürger wird die pädagogische Berechtigung dieser Forderung bestreiten, kein fortschrittlich gesinnter Kulturpolitiker wird sich der Verpflichtung entziehen können, ihrer Verwirklichung die Wege zu ebnen. Starke Zweifel werden sich jedoch insoweit regen, als es nicht möglich zu sein scheint, daß die Wirtschaft eine Vermehrung der Schullasten tragen kann. Deshalb dürfte es von allgemeinem Interesse sein, wenn zu zeigen versucht wird, wie auch hierzulande

die neunjährige Schulpflicht ohne wesentliche Mehrbelastung der Wirtschaft verwirklicht werden kann.

Vom Standpunkt der Wirtschaft aus müssen folgende Fragen gestellt werden: Ist es ratsam, durch Verlängerung der allgemeinen Schulpflicht der Produktion ständig 250.000 arbeitende Menschen zu entziehen? Wird sie nach diesem Entzug den an sie gestellten Anforderungen gerecht werden können? Wird nicht das stark verminderte Angebot von Arbeitskräften zur Folge haben, daß die Löhne im Uebermaße steigen, die Teuerung unaufhaltsam wächst und der Export erschwert wird? Wird nicht in der Uebergangszeit ein auf Jahre hinaus fühlbarer Verleihungsmangel eintreten? Sind wir überhaupt so reich, daß wir uns den Luxus leisten können, eine Viertelmillion arbeitsfähiger Menschen auf Kosten der anderen zu erhalten? Diese Fragen stellen, heißt nicht, sie glattweg verneinen oder bejahen, sondern der Ernst der Sache erfordert, daß sie vorurteilslos geprüft und ebenso beantwortet werden.

Nichts ist geeigneter, einen Einblick in die wirtschaftlichen Möglichkeiten der erhobenen Forderung

zu gewähren als die Ergebnisse der Bevölkerungsstatistik. Den folgenden Betrachtungen sei zunächst eine Uebersicht vorangestellt: Im Jahre 1900 kamen in Österreich auf 1000 Einwohner 36,8 Lebendgeborene und 24,1 Sterbefälle, im Jahre 1927 kamen in der Tschechoslowakei auf 1000 Einwohner 23,3 Lebendgeborene und 16,0 Sterbefälle.

Das gleichzeitige Sinken der Geburten- und Sterbeziffer hat bewirkt, daß sich während der letzten Jahrzehnte eine starke Umschichtung der Bevölkerung vollzogen hat. Die Altersgliederung, die Zugehörigkeit der Bevölkerung zu den einzelnen Altersklassen hat auffallende Veränderungen erfahren. Hierüber gibt folgende Zusammenstellung Aufschluß:

Altersklasse	Österreich 1. 1. 1900	Tschechoslowakei
0-15 Jahre	36,4%	29,3%
15-65 "	59,2%	64,9%
über 65 "	4,4%	5,8%

Betrachtet man die an zweiter Stelle angeführte Altersklasse als den erwerbsfähigen — und in der Regel auch erwerbstätigen — Teil der Bevölkerung, so zeigt es sich, daß in dem Zeitraum von 1900 bis 1921 die Zahl der Erwerbsfähigen, verglichen mit der Gesamtbevölkerung, um 5,7 Prozent gestiegen ist. Wenn man, ausgehend von der Einwohnerzahl der Tschechoslowakischen Republik, diesen Hundertteil berechnet, so ergibt sich, daß wir heute um rund 800.000 Erwerbsfähige mehr haben, als nach dem Stande vom Jahre 1900 in dem in Betracht kommenden österreichischen Gebietesteile vorhanden waren. Die für das Jahr 1930 geplante Volkszählung wird aller Voraussicht nach die Veränderung der Altersgliederung in noch größerem Ausmaße zeigen, als die Zählung vom Jahre 1921.

Die dargelegten Tatsachen berechtigen zu der Annahme, daß eine so bedeutende futuristische Erzeugung, wie es die Verlängerung der Schulpflicht auf neun Jahre wäre, schon heute verwirklicht werden könnte, ohne daß deshalb eine folgenschwere Störung der Wirtschaft befürchtet werden müßte. Dieser Annahme könnte der Einwand entgegengehalten werden, daß nach den letzten Ausweisen die Zahl der Arbeitslosen im monatlichen Durchschnitt nur 33.000 betrug. Daraus geht hervor, daß unsere Wirtschaft auf keinen Fall den Entzug von einer Viertelmillion erwerbsfähiger Menschen vertragen könnte. Hierzu ist zu sagen, daß es in Wirklichkeit mehr Arbeitslose gibt, als die Statistik zu erfassen vermag. Außerdem ist in vielen Betrieben Ausrüstung eingeführt; dadurch wird zwar nicht die Zahl der Arbeitslosen vermehrt, dafür aber wird der Grad der Arbeitslosigkeit beträchtlich gesteigert. Ferner ist zu bedenken, daß die Leistungen der fünfzehnjährigen weder der Güte, noch dem Umfange nach mit der Arbeit einer gleich großen Anzahl Erwachsener gleichzusetzen sind. Die Einführung der neunjährigen Schulpflicht könnte also nicht bewirken, daß die Zahl der Erwerbsfähigen um eine Viertelmillion Arbeitskräfte verringert würde. Ein etwa eintretender Verleihungsmangel könnte durch geeignete Uebergangsbemühungen leicht auf ein erträgliches Maß herabgemindert werden. Obwohl nicht vorhergesehen werden kann,

Die belgische Arbeiterpartei und die Sprachenfrage.

Von Emile Vandervelde, Brüssel.

Im November ist die belgische Regierung zurückgetreten. Vierzehn Tage später wurde sie aus denselben Personen wiedergebildet. Es gelang ihr, eine Vertrauensumgebung der antisozialistischen Koalition, die die Mehrheit bildet, auf die sie sich stützt, zu erhalten. Aber die Ursachen, die die Krise herbeigeführt hatten, bestanden weiter und die Parteien der Koalition blieben weiter in der Sprachenfrage im Unterrichtsweisen und in den allgemeinen Problemen der Beziehungen zwischen Flamen und Wallonen von innerlichen Gegenfragen zerrissen.

Es gibt in Belgien in runden Ziffern drei Millionen Wallonen, bei denen das Französische Umgangssprache ist, drei Millionen Flamen, die keine andere Sprache sprechen als die flämische, und 1.200.000 Zwischsprachige, von denen die Mehrzahl Flamen oder Bewohner der Hauptstadt sind, die topographisch im flämischen Gebiet liegt.

Zwischen den beiden Gruppen der belgischen Bevölkerung besteht unbenannt seit dem 18. Jahrhundert eine sehr deutliche Sprachengrenze. Die von Ypern über Waterloo bis Tongres geht. Südlich dieser Grenze spricht alles französisch. Im Norden dagegen ist, wenn man von Brüssel absteht, das flämische, genauer das niederländische oder holländische die Hauptsprache, die Sprache, die von 88 Prozent der Bevölkerung gesprochen wird. Innerhalb des flämischen Sprachgebietes liegt Brüssel, wo 200.000 Personen nur französisch sprechen; weiter gibt es fast in jeder flandrischen Stadt zahlreiche Aristokraten und Bourgeois, die stolz darauf sind, die Kultursprache französisch zu sprechen. Lange Zeit hindurch weigerten und weigern sich noch heute die flanzösierten Flamen — die „französierten“, wie man sie nennt —, im flämischen etwas anderes zu sehen als einen Dialekt für die unteren Bevölkerungsschichten: Die Sprache der Bauern und Dienstboten. In Gent sprach und spricht man noch heute in bürgerlichen Kreisen französisch, wie man im 18. Jahrhundert in Brüssel und Petersburg französisch sprach. Unter dem Jansenismus im Stile Louis Philipps, das in Belgien bis 1834 bestehen blieb, sprach die ganze herrschende Klasse, sowohl in Flandern wie in Wallonen französisch. Das offizielle Land und damit die Rechtssprechung, das militärische Kommando, die höhere Verwaltung, der höhere Unterricht, waren fast ausschließlich französisch.

Über seit der Einführung des allgemeinen Wahlrechts haben sich die Dinge sehr geändert. Sobald die Masse des flämischen Volkes politische Rechte erobert hatte, forderte und erreichte sie nach und nach, was ein Gebot der Gerechtigkeit und nicht mehr war, — daß in ihrer Muttersprache verwaltet, Recht gesprochen und sowohl in der Krone wie in der Schiene unter-

bis zu welchem Grade sich ein Ausgleich zwischen dem gegenwärtigen Umfang der Arbeitslosigkeit und der Verminderung der Zahl der Erwerbsfähigen vollziehen dürfte, so kann doch schon heute die Gewissheit ausgesprochen werden, daß Löhne, Preise und Exportschwierigkeiten keineswegs eine derartige Steigerung erfahren, daß dadurch der ruhige Fortgang der Wirtschaft gefährdet würde.

Noch ein Einwand bedarf der Widerlegung: Schwarzfächer behaupten, daß viele Eltern nicht imstande sein werden, für ihre Kinder

die vermehrten Unterhaltskosten

aufzubringen. Dieser Einwand bezieht sich in der Hauptsache auf die Lohnarbeiterklasse. Dadurch aber, daß das Gespenst der Arbeitslosigkeit, das gerade in ihre Reihen Not und Verbitterung trägt, durch die Verlängerung der Schulpflicht wirksam bekämpft würde, ergäbe sich auch für diesen Teil der Bevölkerung die Möglichkeit, den erhöhten elterlichen Verpflichtungen nachzukommen.

Obwohl die Gründe, die gegen die neunjährige Schulpflicht zu sprechen scheinen, widerlegbar sind, wollen wir uns doch auf die Forderung beschränken, daß diese Reform schrittweise durchgeführt werde. Ganz abgesehen von der Unzulänglichkeit der Staatsfinanzen gewährt die genannte Art der Verwirklichung den Vorteil, daß etwa auftauchende Schwierigkeiten verhältnismäßig leicht beseitigt und notwendige Änderungen zweckentsprechend vorgenommen werden können.

Nach den letzten amtlichen Ausweisen gibt es gegenwärtig in der Tschechoslowakei 1781 Bürgerschulen. Durch die Errichtung von Sprengelbürgerschulen würde diese Zahl auf mehr als 2000 anwachsen. Nehmen wir an, daß es zu Beginn der Reform ungefähr

an der Hälfte aller Bürgerschulen zur Errichtung vierter Jahrgänge

käme und daß durch eine solche Klasse ein jährlicher Mehraufwand von 50.000 Kronen entstünde, so ergäbe das insgesamt einen Betrag von rund 50 Millionen Kronen.

Nun in der Kostenaufstellung ja nicht zu niedrig zu greifen, wurde der Mehraufwand mit Absicht zu hoch berechnet. Im ersten Jahre wird es nicht schon zur Errichtung von 1000 vierten Jahrgängen kommen, auch werden die Kosten für eine Klasse nicht 50.000 Kronen betragen. Wesentlich höher ist die Erhaltung einer Klasse 32.000 Kronen, wovon der Staat zwei Drittel

richtet wurde. Schon vor, aber hauptsächlich seit dem Kriege sind die meisten flämischen „Beschwerden“ erfüllt worden. Diejenigen, die noch bestehen, werden in Kürze erfüllt sein. Im Unterrichtsweisen zum Beispiel — gegenwärtig der brennendsten Frage — war die Lage in Flandern zur Zeit des Jansenismus die folgende: In den unteren Stufen war das flämische die Umgangssprache, das Französische hingegen hauptsächlich oder ausschließlich in den Mittelschulen und an der Universität. Heute beschränken sich die noch nicht befriedigten Schulforderungen der Flamen, abgesehen von einigen kleineren Veränderungen der Gesetzgebung über den Mittelschulunterricht, auf den Abschluß der „flamifizierung“ der Gentener Universität, die seit dem Jahre 1923 zum größten Teil bereits „flamifiziert“ ist.

Es ist jedoch bezeichnend, daß die bereits durchgeführten Reformen weit davon entfernt sind eine beruhigende Wirkung auszuüben, ja daß man seit zehn Jahren beobachten kann, daß die Sprachenstreitigkeiten ununterbrochen an Schärfe und Leidenschaftlichkeit zunehmen.

Zur Zeit, als Belgien unter dem Jansenismus das Paradies des Kapitalismus war, hatte der flämische Bourgeois ebenso wie der wallonische, die beide französisch sprachen, keinerlei Schwierigkeiten miteinander auszukommen. Das allgemeine Wohlstand aber hat Bevölkerungs-schichten miteinander in Berührung gebracht, die sich gegenseitig nicht verstehen, die weder dieselbe Mentalität, noch dieselben Traditionen, dieselben Sitten, dieselben Gefühle Frankreich und Holland gegenüber haben.

Im flämischen Gebiet bekämpfen sich die „flamifizierten“, die flämischen Nationalisten und die „französierten“, die flanzösierten Flamen. Im wallonischen Sprachgebiet bekämpfen sich ihrerseits die wallonischen Bourgeois über die ihnen unabweisbaren Vorschriften, die die Beamten zwingen, zwei Sprachen zu sprechen, und behaupten, durch die flämische Mehrheit unterdrückt zu werden. Auf beiden Seiten beginnt man von Trennung zu sprechen, wenigstens von verwaltungsmäßiger Trennung, und wenn bei den Wahlen vom 26. Mai v. J. die beiden großen Parteien, die Sozialisten und die Katholiken, Siege verloren haben, so ist dieser Verlust den „Frontisten“, den flämischen Nationalisten, Autonomisten und Separatisten, mehr noch als den wallonischen Liberalen zugute gekommen.

Nun darf man aber nicht meinen, daß Belgien am Vorabend der Jahrhundertfeier seiner Unabhängigkeit wirklich zu tiefst aufgewühlt, von Auflösung und Zerstückelung bedroht sei. Die Frontisten, die „Aktivist“, schöpfen ihre politische Kraft zum größten Teil aus dem zu lange blinden Widerstand der Bourgeoisie, dem flä-

zu tragen hat, während der Rest auf Land und Gemeinde entfällt. Aber auch dann, wenn es wider Erwarten schon im ersten Jahre zur Errichtung von 1000 vierten Bürgerklassen käme, wäre die dadurch bewirkte Mehrbelastung nicht so hoch, daß sie für die Staatsfinanzen nicht tragbar wäre; denn sie würde über die Kosten der Durchführung des Sprengelbürgerschulgesetzes hinaus

lediglich eine weitere Erhöhung des Schulaufwandes von 3,3 Prozent und des Staatsaufwandes von 0,3 Prozent

betragen. Durch eine entsprechende Abwekierung des letzten Finanzgesetzes könnte auch den Schulgemeinden die Deckung des auf sie entfallenden Kostenanteils leicht ermöglicht werden. Für den jährlichen Zuwachs an vierten Bürgerklassen wäre in der Folgezeit die geldliche Bedeckung gewiß ohne große Schwierigkeiten zu finden. Durch eine zweckmäßige Umgestaltung des Verordnungswezens zugunsten der Schüler dieser Klassen würde deren Zahl allmählich steigen, so daß in absehbarer Zeit die neunjährige Schulpflicht praktisch zum großen Teile verwirklicht wäre, noch ehe hiezu ein Zwang bestünde. Die gesetzliche Festlegung der allgemein verlängerten Schulpflicht wäre dann nicht mehr und nicht weniger als die selbstverständliche Krönung des schon weit vorgeschrittenen Reformwerkes. Auf diese Weise vollzöge sich in wechselseitiger Anpassung zwischen pädagogischer Notwendigkeit und wirtschaftlicher Möglichkeit die von allen Fortschrittstendenzen geforderte Entwicklung unseres Schulwesens, ohne daß die Gesamtwirtschaft erschüttert und die Finanzwirtschaft vor unlösliche Aufgaben gestellt würde.

Es ist also kein ungebührliches Verlangen, wenn von der künftigen Schulgesetzgebung erwartet wird, daß sie die Weg zum Ziele der neunjährigen Schulpflicht nicht nur nicht verbaut, sondern deren Einführung in geeigneter Form vorbereitet.

Es ist deshalb notwendig, daß gleichzeitig mit der Errichtung von Sprengelbürgerschulen der Bildungsgang des Bürgerchülers zwar nicht verpflichtend, so aber doch lehrplanmäßig um ein Jahr verlängert werde. Vierte Klassen wären überall dort zu errichten, wo die Schulgemeinde hiezu den Antrag stellt. Die erforderliche Mindestschülerzahl wäre so niedrig anzusetzen, daß auch kleinen Schulgemeinden der Ausbau ihrer Bürgerschule ermöglicht würde.

Loose der Wohlfahrtslotterie der „Arbeiterfürsorge“ sind bei allen Vertrauensmännern und im Konsumverein zu haben.

sehen Bolle Berechtigung widerfahren zu lassen. Die bürgerlichen Parteien entschließen sich jedoch schon dazu, so leidenschaftlich ihre Gebärden nach außen hin auch sein mögen, Vandalen auszuwerfen. Die Koalitionsregierung, in der Männer sitzen, die früher die leidenschaftlichen Gegner der „flamifizierung“ der Gentener Universität waren, die zum Symbol geworden ist, schlägt heute selbst ihre flamifizierung vor. Es ist wahrscheinlich, daß man in den anderen, hauptsächlich Nebenfragen, die noch offen bleiben, Mittel und Wege finden wird, um den verschiedenen antisozialistischen Gruppen zu ermöglichen, die Macht zu behalten.

Schließlich, aber nicht zuletzt: Wenn die anderen Parteien getrennt sind, so hat die Arbeiterpartei durch das sogenannte sozialistische Kompromiß der Belgier eine vollständige prinzipielle Einigung sowohl über die Frage der Gentener Universität als auch über das gesamte Problem der Beziehungen zwischen Fländern und Wallonen, zwischen den wallonischen und flämischen Arbeitern erreicht. Nach dem „Kompromiß“, der unter der Führung vor allem des Flamen Camille Huysmans und des Wallonen Jules Destré zustandekam, sollen die vorgezeichneten Reformen im Rahmen des belgischen Staates durchgeführt werden. Sie betrachten, ebenso wie die Gesamtpartei, Belgien als eins und unteilbar, nicht als ein künstliches Produkt diplomatischer Kombinationen, sondern als das organische Ergebnis einer mehrere Jahrhunderte währenden Entwicklung und auch — es ist nicht nötig, dies hier eingehender auseinanderzusetzen — als eine internationale Notwendigkeit, als eine der wichtigsten Voraussetzungen des europäischen Friedens.

Innerhalb des Rahmens des belgischen Staates jedoch müssen einerseits die Reibungsflächen der beiden „Nationalitäten“, die, da sie verschiedene Sprachen sprechen, auch ein verschiedenes Geistes- und Gefühlsleben besitzen, verkleinert und ihnen, der einen wie den andern andererseits die

kulturelle Autonomie,

die freie Entwicklung ihres Eigenlebens gewährt werden.

Aus diesem Grundgedanken ergeben sich, wenn er einmal festgelegt und von allen anerkannt ist, die Folgerungen von selbst. Die territoriale Lösung ist die ausschlaggebende. Die Sprache Flanderns ist das flämische. Die Sprache Walloniens ist das französische. Die Gentener Universität ist flämisch. Die Universität von Lüttich ist französisch. Die tatsächliche und rechtliche Gleichheit, die nach Beendigung des Krieges verprochen wurde, wird den beiden Sprachengruppen in jeder Hinsicht gewährleistet. Und ein für allemal von dem ablenkenden Sprachensniffel befreit verfolgt die belgische Arbeiterklasse geeint mit verdoppelter Kraft ihren Kampf gegen die gespaltenen bürgerlichen Parteien und die vollständige Befreiung.

Nach dem Zustandekommen des Kompromisses der belgischen Sozialisten schrieb der Brüsseler Korrespondent des Echo de Paris:

„Zur Stunde ist die Einigkeit der Arbeiterklasse der stärkste Kitt der nationalen Einheit.“

Wir sind damit einverstanden, unter der Voraussetzung wohlverstanden, daß, wenn die belgischen Arbeiter im Rahmen des belgischen Staates durch die Gemeinsamkeit ihrer Masseninteressen geeint sind, sie aus dem gleichen Grunde mit den Arbeitern der andern Länder im Rahmen der Internationale vereint sind.

Die flämische Bewegung in Belgien ist also keineswegs eine reaktionäre Bewegung. Die staatliche Einheit steht, mag auch der Rhein manchmal dagegen sprechen, nicht in Frage. Es ist eine demokratische Bewegung; das Bemühen eines Volkes, nach drei Jahrhunderten der Erniedrigung und der Dienstbarkeit seine kulturelle Autonomie zu erringen. Dieser Wille stützt auf den Widerstand eines Teils der Bourgeoisie. Dafür aber hat er künftig die moralische Unterstützung der Gesamtheit der Arbeiterpartei.

Vom Rundfunk.

Freitag.

Prog. 11.15 Schallplattenmusik, 16.30 Konzert, 17.35 Deutsche Volkssängerinnen, 17.50 Deutsche Landwirtinnen, 18.00 Schallplattenmusik, 18.15 Schallplattenmusik, 18.30 Schallplattenmusik, 18.45 Schallplattenmusik, 19.00 Schallplattenmusik, 19.15 Schallplattenmusik, 19.30 Schallplattenmusik, 19.45 Schallplattenmusik, 20.00 Schallplattenmusik, 20.15 Schallplattenmusik, 20.30 Schallplattenmusik, 20.45 Schallplattenmusik, 21.00 Schallplattenmusik, 21.15 Schallplattenmusik, 21.30 Schallplattenmusik, 21.45 Schallplattenmusik, 22.00 Schallplattenmusik, 22.15 Schallplattenmusik, 22.30 Schallplattenmusik, 22.45 Schallplattenmusik, 23.00 Schallplattenmusik, 23.15 Schallplattenmusik, 23.30 Schallplattenmusik, 23.45 Schallplattenmusik, 24.00 Schallplattenmusik.

Tagesneuigkeiten.

Die Granaten Gottes.

Der Generalstab der Citta del Vaticano hat vom italienischen Kriegsministerium zwanzig Maschinengewehre erworben. Die Bewaffnung des päpstlichen Militärs wird nach den Forderungen neuzeitlicher militärischer Technik vollzogen werden. Die Maschinengewehre befinden sich bereits in den Kasernen des Vatikan, die Übungen der päpstlichen Truppen mit den neu erworbenen Maschinengewehren sind in vollem Gange.

Das dunkle Mittelalter ist überwunden. Die Kirche geht, wie man sieht, mit der Zeit. Wenn auch nicht immer mit der neuen, so doch mit der großen. Im Reiche Gottes, das zwar nicht von dieser, aber in dieser Welt ist, führen die Maschinengewehre auf, des Papstes Refruten lernen lehrreich-fröhlichen Menschenmord nach den Prinzipien der neuzeitlichen militärischen Technik, wobei freilich die sittlich-religiöse Erziehung keineswegs vergessen, sondern vielmehr ausgebaut und vertieft wird. Das Mitbringen der Maschinengewehre in die sittlich-religiösen Unterrichtsstunden hingegen ist den Schülern ausdrücklich untersagt. Es könnte sonst ein wenig aufgeweckter Refrutenkandidat beim Vortrag des Satzes: „Ich aber sage euch, wer von euch seinen Bruder zürnt, wird dem ewigen Feuer verfallen sein!“ das Wort „Feuer“ für einen Befehl halten und so blindem Gehorsam den Unterricht durch unpassendes Maschinengewehrfeuer stören.

Es wird wohl nicht bei diesen zwanzig Maschinengewehren bleiben. Wenn die Granaten, die jetzt des Papstes bunten Rock tragen, sich erst die entsprechende Übung im Gebrauch der Maschinengewehre angeeignet haben, dann wird sich der Herr Finanzminister des Heiligen Stuhles wohl auch dazu verstehen, einen neuen Kredit zum Ankauf von Tanks, Handgranaten und Gasbomben zu bewilligen. Dem Jahre des Heils 1929 ist es vorbehalten geblieben, diese neue Note in der Religion der Liebe einzuführen, Orgelton und Granatenknall. Es wird ein Symbol werden, wie das Schwert, die Krone und die Krone.

Stillest werden wir es noch erleben, wie der Vertreter Christi auf Erden, nicht ohne vorher alles reichlich erworben zu haben, seine Soldaten im Namen Gottes, der hier geschändet wird, aufs Feld der Ehre hinausschickt, um dort, im Gebot der Verdorrenheit, zu fallen oder zu liegen. Im nächsten Kreuzzug werden Gasfahrzeuge den Soldaten Christi vorangehen und sein Wort wird ersticken im Granatengrauen! Und vor Gottes Majestät wird im Staub die Christenheit liegen — hingestreckt von den Granaten Gottes. — Hass!

Der Ueberichmond.

Wenn der alte Benedikt den Neujahrsartikel eines Sohnes vom 1. Jänner 1930 erlebt hätte, dann hätte er sich wohl vor dem Epigonen bedrückt. In der „Fr. Press.“ war schon anderes da, was den Gipfel der Schanderei bedeuten schien, und wer den Verfassungstitel Benedikts gelesen hat, der mit der Wortwahl: „Ich bin Königin von England...“ hätte wohl eine Uebersteigerung nicht für möglich gehalten. Aber in der Neujahrsnummer war es ganz anders möglich.

Bürgerium und Sozialismus

Der große Kampf der Gegenwart

Die seitenslange Auseinandersetzung, zu der Benedikt in Anlehnung an Plato (oder an Lucretius) erwählt hat. Im Motto sind Werner Sombart, Paul Leroy-Beaulieu und Hugo von Hofmannsthal verortet, dann kommt erst das Datum und dann geht's los, es sich die Letztern hängen!

Da er vom Vater gelernt hat, zu schreiben, wie er redet, so fällt ihm der Dialog nicht schwer, etwa:

Der Bürgerliche: Es ist Ihr Vorrecht, als des jungen Menschen, was zu sein. Ihr alle habt eine Moral, bestimmt zu reden, nicht ein wenig, sondern man sagt; die uns früher Geborenen ein bisschen auf die Kerven geht. Dabei habt Ihr noch den Vorteil des inneren Militarismus, alles hat seine politische und historische Uniform. Wie sollen da Leute mitkommen, die, wie ich, zu den Resten einer aussterbenden Gattung zählen, der sogenannten Individualisten?

Die Unterhaltung ist zuerst friedlich und sachlich. Da aber rührt der „junge Sozialist“, den der alte Sombart als Gesprächspartner eingeführt hat, an das Allerheiligste:

„Sehr hübsch kann man es durch die monatlichen Mitteilungen des Herrn Präsidenten Reich erfahren, daß Euer gerechtes Österreich in diesem ganzen Jahr sage und schreibe nur auf Neugründungen zu verzeichnen hat, daß von langfristigen Krediten überhaupt nicht gesprochen werden kann und daß die Bankwechsel seit Anfang des Jahres lustig in die Höhe klettern. Eine Gotteslästerung, auf die „Der Bürgerliche“ nur antworten kann:

„Ich verbiete mir diese Tonart! Die Angelegenheit unseres Zusammenbruchs ist allzu

Der „Ritter der Themis“.

Der dramatische Tod des berühmten Hochstaplers Passal, der unter dem Namen eines „Marquis de Champaubert“ in ganz Frankreich Betrügereien im Betrage von vielen Millionen Franken verübte und sich dann von einigen Komplizen, den „Rittern der Themis“, aus Nelemergründen lebendig in der Nähe von Paris begraben ließ und dabei unerwartet erludte, hat vor einigen Wochen in der Presse der ganzen Welt großes Aufsehen hervorgerufen. Das tragische Ende dieses genialen Betrügers bildete kürzlich den Gegenstand einer Verhandlung vor dem Strafgericht in Versailles, vor dem sich die beiden „Ritter der Themis“, zwei „Kaufleute“ namens Boulogne und Bachelet, wegen fahrlässiger Tötung zu verantworten hatten. Der Prozeß, der in der gesamten Pariser Presse in größter Aufmerksamkeit besprochen wurde, hatte ein zahlreiches Publikum angezogen, darunter auch den Schriftsteller Paul Ivoigé, der seinerzeit den Jalir Tarab Bey, der sich für mehrere Tage hatte begraben lassen, enttarnt hat.

Die berühmte Riste, in der der „Marquis de Champaubert“ seine abenteuerliche Laufbahn abgeschlossen hat, stand, noch mit Erde und Lehm beschüttelt, auf dem Gerichtstisch. Boulogne, der eine Angeklagte, der außerdem noch wegen Bankbruchs verfolgt wurde, machte einen geradezu erbärmlichen Eindruck. Er sah wie ein häßliches Gend in sich zusammengesunken auf der Anklagebank, während der andere Beschuldigte, Bachelet, ein Mann mit blühendem Gesicht und unternehmungslustigen Schnurrbart, zuversichtlich vor sich hinsahelte. Er brauchte auch nicht viel zu befürchten, da man ihn nur des Verschleiens der Tat beschuldigte, und die gesamte Anklage lag auf die Person Boulognes als des eigentlichen Täters konzentrierte.

„Sie sind schon siebenmal vorbestraft“, wandte sich der Vorsitzende an Boulogne, „und aus dem Seine-Departement ausgewiesen, nicht wahr?“

Der Angeklagte fuhr in die Höhe. Tränen strömten ihm über die Wangen, und er schloß die Augen. „Ja, das stimmt. Aber ich bereue aufrichtig, was ich getan habe...“

Bachelet, seinerseits befragt, erklärte, daß er überhaupt nicht gewußt habe, um was es sich eigentlich handelte. „Ich habe von dem Vorfall erst erfahren, als es bereits zu spät war und der „Marquis“ schon in der Erde lag. Aus Furcht habe ich geschwiegen, und ich bedaure heute, daß ich nicht sofort die Polizei in Kenntnis gesetzt habe...“

Einige Zeugen, die nun vernommen wurden, gaben an, daß Boulogne, ein völlig gebildeter und naiver Mensch, sich dessen gar nicht bewußt gewesen sei, daß Passal bei dem „Experiment“ sein Leben aufs Spiel setzen konnte. Der Sachverständige versicherte, daß der „Marquis“ unter den gegebenen Umständen, selbst wenn der Luftschlauch von der Erdoberfläche bis zu dem lebendig Begrabenen einwandfrei funktioniert hätte, nur zum mindesten ein Ventilator oder ein Sauerstoffapparat notwendig gewesen, um einen Menschen mehrere Tage lang in dem Grabe lebend zu erhalten.

Der Staatsanwalt verlangte eine strenge Bestrafung Boulognes, der aus egoistischen Motiven — er hat von dem „Marquis“ ganze hundert Franken (100 K) für die „Beerdigung“ bekommen — das Leben eines Menschen aufs Spiel gesetzt habe. Die drei Verteidiger der beiden „Ritter der Themis“ forderten ihre Freisprechung. Nach einer kurzen Beratung fällt das Gericht sein Urteil. Boulogne wurde wegen fahrlässiger Tötung und Bankbruchs zu einer Gesamtsstrafe von drei Monaten Gefängnis verurteilt. Bachelet erhielt wegen Begünstigung eine Geldstrafe von hundert Franken.

Das Publikum nahm die Urteilsverkündung gleichgültig entgegen. Zahlreiche Pressephotographen stürzten sich auf die beiden „Ritter der Themis“. Bachelets Gesicht strahlte wie ein Vollmond, während Boulogne, der vorläufig auf freiem Fuß gesetzt wurde, mit Tränen der Freude in den Augen Autogramme unterzeichnete.

London, 2. Januar. „Evening Standard“ erzählt aus New York, daß der bekannte Maler John Rodolph in einer Kunstauktion das Bild „Der Gekreuzigte“, ein Werk des im Mittelalter lebenden italienischen Meisters Piero della Francesca für den Betrag von 450.000 Dollars, d. h. 15 Millionen K. erstanden hat. Es ist dies die größte Summe, die jemals bei einer Auktion für ein Kunstwerk bezahlt wurde.

Die junge Sozialistin vertritt sich nun keineswegs das jämmerliche Deutsch des Bürgerlichen, sondern läßt sich weiter von dem Schmod unterhalten. Der sagt u. a.:

Auch in der Geschichtswissenschaft mit ihren zwanzig oder einundzwanzig Parteien bilden die Sozialdemokraten nur eine, wenn auch mächtige Gruppe, die aber gegenwärtig nicht die geringste Absicht an den Tag legt, etwa Klassenkampfpapieren zu folgen.

Drei Arbeiter werden durch Leuchtgas vergiftet. In der Elektrizitätszentrale der Sophienhöhe in Mähr.-Ostria reparierten am Mittwoch Arbeiter die Gasleitung. Dabei atmeten drei der Arbeiter, und zwar Johann Rupp, Josef Polasch und Teofil Pavlik, Gas ein, so daß sie bewußtlos wurden. Das Kontrollorgan fand sie in diesem Zustande auf und ließ sie ins Krankenhaus transportieren, wo eine Gasvergiftung festgestellt wurde.

3000 Händedrucke! Beim Neujahrscampagnen im Weißen Hause in Washington mußte Präsident Hoover und dessen Gemahlin mehr als 3000 Personen die Hand drücken. Der Empfang war der größte seit der Präsidentschaft Roosevelts.

Beisfälle in Tunis. Im Eingeborenenviertel von Tunis ist vor einigen Tagen eine Pestepidemie ausgebrochen. Es sollen nur Angehörige eines einzelnen Stammes davon betroffen worden und die Zahl der Erkrankten nicht sehr groß sein. Die betreffenden Häuser im Eingeborenenviertel sind geräumt und die Eingeborenen in Quarantänelazaretts überführt worden. Es wurden auch mehrere Impfstellen zur Verhütung der Ausbreitung der Epidemie eingerichtet.

Rom schafft die Straßenbahn ab. Mit dem gestrigen Tage sind aus dem Kern der Stadt Rom die elektrischen Straßenbahnen verschwunden und durch Autobusse ersetzt worden. Bloß in den Vorstädten Roms verkehren weiter die elektrischen Straßenbahnen.

Familien drama. In Markneukirchen (Sachsen) tötete der Drogeriebesitzer Schmidt in der Nacht seine Frau im Schlaf durch einen Schuß in den Kopf. Hierauf schoß er sich selbst eine Angel in den Kopf und verletzte sich schwer. Er starb auf dem Transport nach dem Krankenhaus. Das Motiv der Tat ist unbekannt.

Brennende Autos. Ein Kraftwagen, der mit zwei Kaufleuten aus Chemnitz besetzt war, fuhr bei Altenburg gegen einen Baum. Durch den Anprall geriet der Brennstoffbehälter in Brand, der in kurzer Zeit auf das ganze Auto übersprang. Liebmann trug so schwere Brandwunden davon, daß er bald darauf starb; sein Begleiter erlag seinen Verletzungen im Altenburger Krankenhaus kurz nach seiner Einlieferung. — Ein Hamburger Viertonnen-Lastkraftwagen geriet zwischen Partsch und Grabow (Medienkreis) in Brand. Den beiden Insassen gelang es gerade noch, den Kraftwagen, der mit wertvollen Fellen und drei Häffern beladen war, zum Halt zu bringen und auf die Felder zu flüchten, bevor das Del explodierte, den Wagen auseinanderbrach und in einen Trümmerhaufen verwandelte.

Das explodierte Paket. Die Bewohner eines Hauses in Seat Pleasant (Maryland) erhielten am Neujahrstage ein Paket, das sie für ein verpacktes Weihnachtsgeschenk hielten. Das Paket explodierte aber, wodurch eine Frau getötet und ihre beiden Kinder sowie fünf andere Personen verletzt wurden. Das Haus wurde schwer beschädigt. Man glaubt, daß das Paket Dynamit enthielt.

Das unzufriedene Vorkampfpublikum. Bei einer Vorkampfstellung in Prado bei Marseille, bei der der bekannte Boxer Ed Francis den Amerikaner Georgie Mac in zwei Runden knock out schlug, kam es zu großen Ausschreitungen. Das Publikum, das mit dem Verhalten der Boxer unzufrieden war, zertrümmerte Stühle, Bänke und Barrieren und zerstörte den Ring. Einige Zuschauer versuchten sogar, die Arenen in Brand zu stecken, was nur durch schnell herbeigeschickte Feuerwehre verhindert werden konnte.

Ein Achtzigjähriger als Mörder. In dem an der Donau gelegenen bulgarischen Dorf Drashkovo beschuldigen Landarbeiter zu ihrem Entsetzen, wie sich in dem Gemüsegarten eines achtzigjährigen Gutbesizers Hunde um einen Menschenhals bedrängten. Die hinzugerufene Polizei interessierte sich näher für den Fall und stellte fest, daß der Kopf von einem früheren langjährigen Knecht des Gutbesizers stammte. Der Greis wurde verhaftet und gestand, daß der Knecht, dem er noch etwa 1000 Leva (150 Mark) an rückständigem Lohn schuldete, zu ihm zurückgekehrt sei, um die Summe einzufordern. Um die Zahlungspflichtigkeit loszuwerden, überließ der Achtzigjährige nachts seinen 55jährigen ehemaligen Knecht, tötete ihn mit einer Art und zerstückelte die Leiche. Die einzelnen Teile verscharrte er schließlich im Gemüsegarten.

Ein Dompteur von Löwen angefallen. Der bekannte Dompteur Kapitän Schneider wurde im Olympia-Zirkus in Manchester, wo er gastiert, bei der Fütterung von seinem Löwen angefallen. Der linke Arm wurde ihm darauf zugerichtet, daß er ins Hospital gebracht werden mußte. Der Vorfall ist für den Dompteur um so tragischer, als er bei einem ähnlichen Unfall seinen rechten Arm eingebüßt hat und selber mit einem rechten Erjägar operierte.

Neujahrsvorstellung einer Melordschwimmerin. Wie aus Edinburgh berichtet wird, hat die bekannte britische Schwimmerin Miss Glesie, die Bezwingerin des Kanal La Manche, zu Neujahr im Bassin von Edinburgh den Damenbauernvestreß geschlagen. Die Schwimmerin

trugisch, als daß man sich daran den Zähnebel wegen dürste!

Die beiden Beschuldigten, Bachelet, ein Mann mit blühendem Gesicht und unternehmungslustigen Schnurrbart, zuversichtlich vor sich hinsahelte. Er brauchte auch nicht viel zu befürchten, da man ihn nur des Verschleiens der Tat beschuldigte, und die gesamte Anklage lag auf die Person Boulognes als des eigentlichen Täters konzentrierte.

„Sie sind schon siebenmal vorbestraft“, wandte sich der Vorsitzende an Boulogne, „und aus dem Seine-Departement ausgewiesen, nicht wahr?“

Der Angeklagte fuhr in die Höhe. Tränen strömten ihm über die Wangen, und er schloß die Augen. „Ja, das stimmt. Aber ich bereue aufrichtig, was ich getan habe...“

Bachelet, seinerseits befragt, erklärte, daß er überhaupt nicht gewußt habe, um was es sich eigentlich handelte. „Ich habe von dem Vorfall erst erfahren, als es bereits zu spät war und der „Marquis“ schon in der Erde lag. Aus Furcht habe ich geschwiegen, und ich bedaure heute, daß ich nicht sofort die Polizei in Kenntnis gesetzt habe...“

Einige Zeugen, die nun vernommen wurden, gaben an, daß Boulogne, ein völlig gebildeter und naiver Mensch, sich dessen gar nicht bewußt gewesen sei, daß Passal bei dem „Experiment“ sein Leben aufs Spiel setzen konnte. Der Sachverständige versicherte, daß der „Marquis“ unter den gegebenen Umständen, selbst wenn der Luftschlauch von der Erdoberfläche bis zu dem lebendig Begrabenen einwandfrei funktioniert hätte, nur zum mindesten ein Ventilator oder ein Sauerstoffapparat notwendig gewesen, um einen Menschen mehrere Tage lang in dem Grabe lebend zu erhalten.

Der Staatsanwalt verlangte eine strenge Bestrafung Boulognes, der aus egoistischen Motiven — er hat von dem „Marquis“ ganze hundert Franken (100 K) für die „Beerdigung“ bekommen — das Leben eines Menschen aufs Spiel gesetzt habe. Die drei Verteidiger der beiden „Ritter der Themis“ forderten ihre Freisprechung. Nach einer kurzen Beratung fällt das Gericht sein Urteil. Boulogne wurde wegen fahrlässiger Tötung und Bankbruchs zu einer Gesamtsstrafe von drei Monaten Gefängnis verurteilt. Bachelet erhielt wegen Begünstigung eine Geldstrafe von hundert Franken.

Das Publikum nahm die Urteilsverkündung gleichgültig entgegen. Zahlreiche Pressephotographen stürzten sich auf die beiden „Ritter der Themis“. Bachelets Gesicht strahlte wie ein Vollmond, während Boulogne, der vorläufig auf freiem Fuß gesetzt wurde, mit Tränen der Freude in den Augen Autogramme unterzeichnete.

15 Millionen Kronen für ein Bild.

London, 2. Januar. „Evening Standard“ erzählt aus New York, daß der bekannte Maler John Rodolph in einer Kunstauktion das Bild „Der Gekreuzigte“, ein Werk des im Mittelalter lebenden italienischen Meisters Piero della Francesca für den Betrag von 450.000 Dollars, d. h. 15 Millionen K. erstanden hat. Es ist dies die größte Summe, die jemals bei einer Auktion für ein Kunstwerk bezahlt wurde.

Die erste Tat.

New York, 2. Januar. Der neugewählte Bürgermeister Waller legte gestern seinen Eid ab. Seine erste Aktion als neugewählter Bürgermeister war die Erhöhung der Gehälter der städtischen Angestellten. An erster Stelle der Angestelltenliste in New York steht auch der Bürgermeister, dessen Bezüge demnach von 25.000 auf 40.000 Dollars (etwa 1.350.000 K) jährlich erhöht wurden.

Schwerverdiener. Wie aus den veröffentlichten Bilanzen ersichtlich ist, haben im vergangenen Jahre nachstehende Metallbetriebe folgenden Reingewinn erzielt:

Edelmetalle	K 54.007.000
Berg- und Hüttenwerkgesellschaft	K 44.122.000
Pömm.-mähr. Kolben-Dampf	K 27.769.000
Polshütte	K 17.400.000
Kufliger Chemische	K 16.857.000
Namesmannschneidwerke Komotan	K 12.416.000

Das sind nur die Schwerverdiener. Es folgen in der Liste dann noch 73 Aktiengesellschaften der Metallindustrie mit einem Reingewinn von zusammen circa 120 Millionen Kronen. Man sieht daraus, daß es den Herren Aktionären im letzten Jahre nicht schlecht gegangen ist. Umso miserabler ging es den Arbeitern, die diese Millionengewinne erarbeiten mußten.

Silvesterbruch in Prag. In der Silvesternacht wurde im Gebäude der Vereinigten böhmischen Tafelglasfabriken A. G. und der Firma „Bireca“ in der Revolutionsstraße 2 ein Einbruch verübt, bei dem Barggeld und Schmuck im Werte von nahezu 200.000 Kronen entwendet wurde. Die Polizei behauptet, der Bande, die die Kantzeiträume beider Glasfirmen auf das gründlichste ausgeraubt hatte, auf der Spur zu sein.

Nicht aufspringen! In Mitroslau bei Karlsbad ereignete sich Donnerstag morgen ein schwerer Unfall. Der 33jährige Privatbeamte Hermann Hannawald versuchte auf einen fahrenden Autobus aufzuspringen, geriet jedoch unter das Hinterrad des Wagens, das ihm die Schädeldecke zerquetschte, so daß Hannawald auf der Stelle tot liegen blieb. Wagenlenker und Konductor sind an diesem Unfall schuldlos.

Silvesterfolgen. Wie die Blätter berichten, sind sieben norwegische Studenten, die sich auf einer Studienreise nach Holland befanden und am Silvestertage mit dem norwegischen Dampfer „Jela“ aus Bergen in Rotterdam eintrafen, mit schweren Alkoholvergiftungen in ein Rotterdam Krankenhaus eingeliefert worden. Drei von ihnen sind gestorben. Die Rotterdammer Polizei beschäftigt im Einvernehmen mit dem norwegischen Konsulat eine Untersuchung des Schiffes vorzunehmen.

Neujahrsvorstellung einer Melordschwimmerin. Wie aus Edinburgh berichtet wird, hat die bekannte britische Schwimmerin Miss Glesie, die Bezwingerin des Kanal La Manche, zu Neujahr im Bassin von Edinburgh den Damenbauernvestreß geschlagen. Die Schwimmerin

Der Strafvollzug in USA.

Warum die ewigen Rebellen?

Aus New York wird uns geschrieben: Drei blutige Revolten haben im Laufe der letzten fünf Monate in den Strafanstalten des Staates New York Tod und Verwundung gefügt. Zahlreiche Sträflinge und Wärter haben in erbitterten Kämpfen ihr Leben eingebüßt; der Materialschaden geht in die Millionen, gar nicht von dem Knüttel- und Gewehrfolterssystem zu reden, das nach der Unterdrückung der Aufstände die Alleinherrschaft über die Sträflinge angetreten hat.

Eine Gefängnisrevolte konnte als bedauerlicher Eingriff angesehen werden, zwei waren als merkwürdiger Zufall zu betrachten. Aber drei kurz aufeinander folgende Fälle haben die amerikanische Öffentlichkeit überzeugt, daß die Fundamente der Strafrechtspflege des Staates New York gründlich angefaßt sind. Die Meinungen gehen weit auseinander und die Beurteilung, die gerade die letzte Revolte im Juchthaus von Auburn in der Öffentlichkeit findet, ist so verschiedenartig, wie die Bestandschaumungen derer, die sich zur Urteilsabgabe berufen fühlen. Wie üblich sind diejenigen zuerst da, die die Schuld für die Aufstände der Juchthäuser der zu weit gehenden Rücksichtnahme durch die Vollzugsbehörden zuschieben. Der Ruf nach verschärften Zugriffen wird laut, der „Humanitätsdusel“ müsse aufhören und die Sträflinge wirklich wie Verbrecher und nicht wie Irrende behandelt werden. Auf der anderen Seite werden die unmenschlichen Zustände in den Strafanstalten gebrandmarkt und die Ueberfüllung der Anstalten, die schlechte und ungenügende Kost sowie die ungeheure harte Rechtsprechung der letzten Jahre in vollem Umfange für die Verzeihungsandränge verantwortlich gemacht.

Es ist geradezu lächerlich, von einer milden Behandlung der Insassen der Strafanstalten zu sprechen oder die Rücksichtnahme auf die Sträflinge rühmend im Munde zu führen, wenn man sich die tatsächlichen Verhältnisse klar macht. Die Anstalten sind derart überfüllt, daß allein die Strafanstalt von Clinton mehr als die doppelte Anzahl der vorgesehenen Insassen beherbergt und auch Auburn eine Ueberbelegung von mindestens 30% aufweist. Die Staatsbehörden sind sich dieser Uebelstände vollstän- dig bewußt und versuchen garricht, sie abzuleugnen. Seit Monaten ist von dem Staatsgouverneur Roosevelt eine weitgehende Reform der Strafvollzugsreform gefordert worden, ohne daß bis heute irgend etwas positives geschehen ist.

Die Behörden geben ferner zu, daß die Ra- rung schlecht ist, die Gefangenen mangels genügender Beschäftigung zum Nichtstun gezwungen sind und ungewöhnlich viele Disziplinarstrafen bei der kleinsten Ursache verhängt und grausam durchgeführt werden. Aber das alles sind nur die Begleiterscheinungen einer Gesetzgebung, von deren Grausamkeit und Unmenschlichkeit man sich einfach keine Vorstellung machen kann.

Die Strafanstalten sind zu einem sehr hohen Prozentsatz mit lebenslänglich Verurteilten besetzt, die bei gewalttätigen Ausbrüchen nichts zu verlieren und alles zu gewinnen haben. Das ist die Folge der infamen Baumers Rechtsprechung, die jeden zum vierten Male eines Verbrechens — auch des kleinsten Ausmaßes — Ueberführten unweiger-

lich auf Lebenszeit ins Juchthaus schießt. Daneben sind Strafen von 15, 20 und 25 Jahre Juchthaus für kleine Vergehen wie Verletzung der Prohibitionsbestimmungen, Betrügereien und Diebstähle keine Seltenheit. Aus diesen Sträf-

gen setzen sich die Stoßtruppen der Revolten zusammen, von dem verständlichen menschlichen Wunsch getrieben, entweder den sie unbarmherzig einschließenden eisernen Ring zu durchbrechen oder ein Ende mit Schreden zu finden.

Die Auferstehung einer versunkenen Welt.

Vom Steinwald über die Kohle zu Garten und Heilmitteln.

M. Einem geheimnisvollen, längst entschwindenen Garten gilt heute unser Besuch. Vor vielen tausend Jahren war er herrlich und stattlich: stolze Zypressen in ewigem Grün verjagten hinter ihren riesigen Mauern eine nie geahnte Pracht. Da wiegen kräftige Farnbüsche ihre Fächerarme, wuchtige Schachtelhalme strecken sich hobeltoll in den karblauen Himmel, kraftvolle Siegelbäume breiten ihre Schatten über den Garten. Ein warmer, erquickender Duft ging von diesem Garten aus. Er ist nicht mehr! All sein Glanz und all seine Schönheit sind längst versunken, tief hinunter in den Abgrund der Erde. Und dort führt er durch die Jahrhunderte hindurch ein stilles, dunkles Dasein — als schwarze Kohle! Dahin schwand alle Herrlichkeit, der Duft verwehte und die Farben verblich: die Nacht zog ihre Finsternis über das bunte Spiel der Blumen und Blüten, und im Schoß der Erde lag das Jauberland im tiefen Dornröschenschlaf.

Und eines Tages kam der Prinz, ein moderner Prinz im Laboratorium, um das Dornröschchen zu erlösen. Man holte die zu Kohle gewordenen Zeugen vergangener Pracht heraus aus Tagelicht, füllte die schwarzen Diamanten in große Kessel, in denen er sie höher Sige aufgehen ließ. Aus dem Dorn stiegen dicke Rauchwolken — die Geister jener grauen Vorseit — empor; und ihre Gebelne blieben als Koks in der Retorte zurück. Durch eisige Gänge nun wuchsen die Geister toben, um zu neuem Leben wiedergeboren zu werden. Aber nicht alle durften ins Leben zurückkehren; sie mußten weiterirren durch endlose Labirynthe, um dem Menschen als Leuchtgas zu dienen. Diejenigen aber, die als neugeborene Geschöpfe wieder Form und Gestalt annahmen, die nannte man den Teer. Sie waren jedoch böse Kobolde von finsternem Aussehen und verbreiteten einen üblen Geruch um sich — und der Mensch wollte lange Zeit nichts mit ihnen zu schaffen haben. Er ward ihrer sogar schließlich überdrüssig, packte die schwarzbraunen Gesellen und steckte sie in einen mächtigen Kessel, unter dem ein Feuer brannte. Und siehe da, welch Wunder! Da tanzte in munterem Reigen eine fast endlose Zahl schaunder, lachender Gestalten, erst kleine und leichte, dann größere und schwerere, aus dem Feuerkessel hervor. Die einen nannten sich Benzol, Toluol, Phenol, Kresol, die anderen hießen Naphthalin, Thionaphen, Anthracen, wieder andere trugen noch seltsamere Namen.

Das waren die reinsten Heilmittelmännchen, die da aufgetanzt waren. Eingedenk ihrer Abstammung machten sie sich zunächst daran, dem Menschen all die Farbenpracht einer versunkenen Pflanzenwelt wieder zu schenken; weil sie wußten, daß die Vorliebe des Menschen für die bunte und farbige Natur so alt ist wie die Menschheit selbst. Sie wollten ihm das im Uebermaß spenden, was ihm die Natur nur in beschränkter Fülle bot. Sie ruhten und rasteten nicht, bis sie den Indigo herstellten und das Kraprotrot bereiten konnten. Immer sabelhafter wurden ihre Leistungen! Sie lieferten zuletzt einen bunten Farbenreichtum vom zartesten Rosa bis zum fallesten Blau. Ihr ganzer Stolz aber waren die Indanthronfarben, denen weder strömender Regen noch grellster Sonnenschein etwas anhaben konnte.

Wie durch ein Wunder erhielten sich die Farben so schön und frisch wie am ersten Tage, so prächtig wie in jenem versunkenen Jauberland.

Eine andere Gruppe der Heilmittelmännchen hatte zugesehen, wie sich der Mensch abmühte, Früchte und Blüten auszupressen, um daraus wohlriechende Öle zu gewinnen. Sie sahen, wie schon die ältesten Kulturvölker die in der Natur vorkommenden wohlriechenden Kräuter Weirauch, Myrrhe, Jimt gesammelt und als höchste Gabe dem Heiligsten und Liebsten, den Göttern und den Toten, dargebracht hatten. Sie kamen, um den Menschen willig diese mühevollen Arbeiten zu erleichtern, und sprangen helfend ein, um die höhergestellten Bedürfnisse des modernen Menschen zu befriedigen. Das Benzol fabrizierte einen Opagintengeruch und das Naphthalin einen Jasminduft, das Phenol befehle sich mit der Bereitung des angenehmen Wintergründls und des Cumarins mit dem bekannten Waldmeistergeruch; und das Toluol war bemüht, uns ein künstliches Bittermandelöl zu liefern. So arbeiteten sie und noch viele andere, dem Menschen köstliche Düfte von herausfordernder Fülle übermittelnd, so lieblich, wie einst in jenem untergegangenen Wunderland.

Die der Mensch diese Heilmittelmännchen konnte, da war es oft gar übel bestellt mit der Erhaltung seiner Gesundheit und der Bekämpfung der Krankheiten. Die Zeit liegt noch gar nicht so weit zurück, wo man die stacheligen Blätter der Disteln ihrer Stacheln wegen gegen Seitenstechen empfahl, wo man ein paar Kastanien bei sich trug, wenn man an Rheumatismus litt, oder wo einem der Arzt das Schöllkraut seines gelben Saftes wegen gegen Gelbsucht verschrieb. Das kam aber dabei, weil man der Krankheit nicht auf den Grund ging. Man war der Meinung, im menschlichen Körper sei eine besondere „Lebenskraft“ wirksam und versuchte bei Krankheitserscheinungen dieser Lebenskraft dadurch wieder ihre normale Tätigkeit zu verleihen, daß man, abergläubischer Ueberlieferung folgend, diese und ähnliche Mittel anwandte. Heute forscht der Arzt zuerst nach der Ursache der Krankheit, und demgemäß verordnet er dasjenige Mittel, das geeignet ist, diese Krankheitsursache zu bekämpfen und dem Kranken Vinderung seiner Schmerzen und Heilung von seinem Zustand zu bringen. Das kann er aber erst, seitdem die Heilmittelmännchen gelehrt haben, das Aspirin gegen Kopfschmerzen, das Antipyrin und Pyramidon gegen starkes Fieber und noch viele andere Präparate gegen alle nur auftretenden Krankheiten zu gewinnen. Auch der Hausfrau haben sie für die Einmachzeit die Salicylsäure als säureverhinderndes Mittel in die Hand gegeben, und während des Krieges — da es keinen Zucker gab — uns das süße Saccharin geschenkt.

Aus der Kohle, den Leichnamen eines in grauer Vorseit entschlafenen Lebens, ist also eine neue Welt hervorgezaubert worden! Wiedererwacht ist die Farbenpracht einer längst entschwindenden Flora, wiederbelebt sind die Düfte und Wohlgerüche einer versunkenen Pflanzenwelt in ihrer einstigen Frische, wiederbelebt ist in ungeminderter Kraft ihre Heilwirkung: Der untergegangene Jauberland hat mildere und lieblichere und farbenprächtigere seine Wiederauferstehung gefeiert!

VERLANGET UEBERALL



Kleine Chronik.

Der Rabob und die Schneiderin.

Es ist wahr geworden, was die Operettendichter schon immer gesagt haben: ein indischer Rabob — Sultan Mohamed III. Aga Khan mit vollem Namen — hat ein Asehenbrödel geheiratet, eine kleine und arme, aber natürlich hübsche und junge Pariser Schneiderin, wobei anzumerken bleibt, daß selbst das Asehenbrödelum des Märchens immerhin mit Häßlichkeit und Ungen verbunden ist, also zwei Qualitäten, die auch die unsentimentalste Lebensbetrachtung nicht umhin kann, als konkrete Uebelposten in Rechnung zu stellen. Die kleine Schneiderin braucht nun nicht länger mehr zu schneiden. Sie heißt künftig Ihre Hoheit Begum Aga Khan, wird ein Schloß in Aix les Bains bewohnen, dem Luxusboerde, in dem ihr Gemahl heimisch geworden ist, und sie wird rasch die Gewohnheiten einer Milliardarin annehmen, also hochmütig, faul und fett werden. Vielleicht übrigens bleibt sie auch das, was sie möglicherweise gewesen ist: ein lebenswürdiger, bescheidener Mensch. Aber in diesem einzigartigen Falle wird man sich, selbst auf die Gefahr hin zu verleunden, für die ungünstige Wendung aussprechen dürfen, denn weit untraglicher als der Gedanke, ungerade gegen die Frau eines Rabobs zu sein, ist der, eine solchermassen vom Glück Bevorzugte auch noch moralisch zu überschätzen. In jedem Falle wird die junge Hoheit aus dem Gesichtskreis normaler Sterblicher verschwinden. Sie ist dem Werttag der Beschäftigten entzogen, ist eingegangen in das Schlaraffenland der Pächten, Salons und Kasinos.

Aber hat die arme, kleine Schneiderin aus Paris nicht vielleicht eine fürchterliche Erbschaft hinterlassen: nämlich die Hoffnung bei vielen anderen armen Schneiderinnen aus Paris (die nicht immer Schneiderinnen zu sein und nicht immer in Paris zu wohnen brauchen), daß auch sie eines Tages ein indischer Rabob (der nicht immer aus Indien zu stammen braucht) zu sich heraufholt und sie von der Nähmaschine oder aus dem Büro oder aus dem Arbeitsaal hinwegführt in den Glanz und die Herrlichkeit? Die soziale Frage — ist das nicht vielleicht doch nur die Frage, wie man zum großen Los kommt?

Arme, kleine Schneiderinnen! Es ist nichts von den Märchen zu halten, auch nicht von denen der Wirklichkeit. Alle hundert Jahre einmal heiratet ein indischer Rabob eine arme kleine Schneiderin. Aber das ist nur ein gerissener Trick. Das internationale Konfitorium der Rabobs der Welt will sich damit für die nächsten hundert Jahre von dem Reich, dem Haß, der Anfechtung der armen, kleinen Schneiderinnen loskaufen. Die vom Rabob geheiratete Schneiderin ist der Lockvögel für die Schneiderinnen, die Anstiftung des Rabobtums für berechnigt zu halten. Vorwärts marsch an die Maschinen, arme, kleine Schneiderinnen, denn sofort es für euch doch eine Partie zu gewinnen gibt, ist sie gewiß nicht identisch mit der, die enere Kollegin gemacht hat! Drago.

Ein lebender Scheinwerfer. Es ist bekannt, daß es leuchtende Tiere gibt und besonders bei vielen Arten von Fischen in der Tiefsee tritt eine Lichtstrahlung auf. Wahrscheinlich handelt es sich hier um elektrische Vorgänge, wie z. B. beim Zitterrochen, den man im Mittelmeer findet. Dieser Fisch besitzt zahlreiche Röhren, in denen abwechselnd Nervenzellen und Gallertkörper übereinander liegen, als ob sie eine elektrische Säule bilden wollten, wie sie einst Volta aufgebaut hat. Der Augenfisch, der in großen Tiefen lebt, verfügt sogar über einen Scheinwerferapparat! Eine lichterzeugende Trübenmasse sorgt für die nötige Strahlung; vor dieser Quelle befindet sich eine Linse und dahinter ist eine Art Spiegel angeordnet, der aus passend zusammengestellten Zellen besteht.

Die Krebskrankheit in der Tschechoslowakischen Republik. Nach den amtlichen statistischen Daten greift die Krebskrankheit in allen Kulturstaaten immer mehr um sich und verlangt auch bei uns von Jahr zu Jahr mehr Opfer. Im Jahre 1928 gab es bei uns um 1901 Todesfälle mehr als im Jahre 1921. Die Bekämpfung der Krebskrankheit und der anderen bösartigen Geschwülste verlangt seitens des Gesundheitsministeriums höhere Beachtung und einen größeren Aufwand von Geld zwecks Bekämpfung dieser sozialen Krankheit. Im Jahre 1921 starben bei uns 11.871 Krebskranke, im Jahre 1925 schon 14.093 und im Jahre 1928 gar 16.172. Das Ministerium subventioniert die bei uns bestehenden Krebsgesellschaften, die sich mit der Erforschung und Bekämpfung der Krebskrankheit und anderer bösartigen Geschwülste befassen, leider aber nur in dem Maße, welches kaum für größere Ausklärungsarbeiten in den breiten Volksschichten hinreicht.

Arabischer Kaffee.

Von Erna Hüfing.

Arabischer Kaffee! Sein Duft durchzieht die Welt, denn allerorts, an keine Landes- und keine Erdteilsgrenze gebunden, wird uns arabischer Kaffee angeboten. Dabei soll man uns meistens nur seinen Namen, aber nicht den richtigen arabischen Kaffee vorsehen. Nicht doch für uns seine Zubereitung ein Geheimnis. Die arabische Kaffeebohne ist bloß klein, sie ist qualitativ nicht besser als die Rio- oder Santosbohne; ebenso wie die Kaffeebohnen aus Java oder Sumatra, Celebes oder Menado getrost mit ihr konkurrieren können. Der beste arabische Kaffee gedeiht, nach Ansicht der Araber, in Jemen. Diese Sorte ist es auch, die hauptsächlich nach dem Orient ausgeführt wird und über Italien nach Europa kommt. Hier stellt sie sich natürlich wesentlich teurer als im Ursprungsland, bedingt durch die Frachtkosten und den Zoll.

Bekanntlich wird in Arabien auf dem Lande der wohlgeschmeckteste Kaffee gebohrt. Und wenn man nun einen Araber, der wirklich auf einem Gut groß geworden ist, wissenschaftlich fragt „Wie bereitet Ihr denn Euern weltberühmt gewordenen Kaffee?“, dann sagt er so gleich: „Dazu gebrauchen wir mehrere Tage“. Auf dem Lande wird der Kaffee im Mahmas (Mörser) geröstet und sodann im Dubal (einem Mörser ähnlichen Gefäß aus Holz) vor jeder Zubereitung frisch und sehr fein, fast wie zu Pulver, gestoßen. Eine Kaffeebohne kennt man, obwohl man in ganz Europa echt „arabischen“ Kaffeebohnen verkauft, auf dem Lande nicht. Auf den gemahlene Kaffee wird Wasser gegossen und etwas Cabomon hineingetan. Dann muß er auf einem Holzfeuer stundenlang sieden, jedoch darf er nicht kochen. Die genaue Regulierung ist bei Holzfeuer ziemlich leicht durchzuführen. Der so gewonnene Kaffee wird in eine Kanne gegossen und der Kaffeesatz unter neuem Hinzugießen von Wasser, noch einmal verwendet. Doch ist der Kaffee in der Kanne noch nicht das

mit Bohgen zu geniehbende Getränk, sondern erst ein Element, aus dem man Kaffee bereitet. Der echt arabische Kaffee wird nämlich nicht mit Sah serviert (wie „Kanner“ das in Europa für gewöhnlich behaupten), er ist ein dicker Saft, aber ein völlig aufgelöster Kaffee. Aus der dritten Kanne wird er in keine hantellose Tassen geschickt, die im Norden des Landes aus Porzellan oder Steingut und im Süden meistens aus Ton oder Holz bestehen. Das Kaffeebohen ist nicht leicht und auf dem Lande werden hiermit Fachleute, sehr oft ältere Bauern, beschäftigt. Sie sind es auch, die den Kaffee für die männliche Abendgesellschaft einschenken, die liegend oder sitzend dieses Wundergetränk zu sich nimmt. Doch wird der Kaffee nicht tassenweise, sondern tropfenweise eingegossen, und zwar gehören fünf bis drei Tropfen in eine Tasse. In ununterbrochener Reihe wird der Kaffee bereitet, es wird immer von neuem zugeseht, auf diese Weise haben die Männer den ganzen Abend über den bitteren, wohligen Kaffeeschmack. Auch die Knaben trinken Kaffee, sobald sie in dem Kreise der erwachsenen Männer zugelassen sind. Morgens und abends ist der Kaffee für die Beduinen und für die Bauern unentbehrlich. Der Kaffee ist in Arabien einer der wichtigsten Vorräte auf jedem Gehöft. Auf dem Gute unseres Schwärmers, wo allabendlich 12 bis 30 Herren zusammenkommen, wird der Kaffee gleich doppelzentnerweise angeschafft.

Die arabischen Familien, die in der Stadt an der Tradition festhalten, genießen den Kaffee nach ländlicher Art. Selbst in den echt arabischen Kaffeehäusern der Städte, die vom arabischen Volks besucht werden, wird der Kaffee auf die geschickte, sorgfältige, langsame Art bereitet. Dort sitzen die Araber auf kleinen strohgeflochtenen Stühlen, die man in Europa als Kinderstühle bezeichnen würde, und trinken tropfenweise ihren Kaffee, der stets von neuem eingeschenkt wird. In diesen Kaffeehäusern wird von Seiten der Besitzer für Unterhaltung gesorgt, hat man doch zur Annehmlichkeit der Gäste nicht nur einen Springbrunnen, sondern zuweilen

auch Musik und vielleicht sogar Schattenspiele. Der genossene Kaffee wird natürlich nicht lassen- oder tropfenweise bezahlt, sondern man bezahlt den Kaffeehausbesuch. Und Kaffeegeschmack, Kaffee freude und die Unterhaltung kosteten früher drei oder fünf Pfennige, heute aber, wo das Leben in Arabien teurer geworden ist, in unsere Währung umgerechnet, acht Pfennig für den Abend. Dieses echt arabische Kaffeehaus diebt der Europäern so gut wie verschlossen, da dem Europäer das Gemeinschaftsleben des Arabers fremd ist —, und wenn er nicht zur moslemischen Religion übertritt, auch fremd bleiben wird. Europäer kommen höchstens in die Kaffeehäuser, wo Schattenspiele sind, um sich an denen zu ergötzen.

Pseudoarabischen Kaffee und pseudoarabische Kaffeehäuser gibt es selbstverständlich in allen Großstädten des Orients. Sie werden von Franzosen, Griechen, Arabern und geschäftstüchtigen italienischen Levanitern geführt. Bei ihnen wird der Kaffee lassen- oder lassenweise für 25—30 Pfennig ausgeschenkt. In manchen dieser Kaffeehäuser gibt es Tanz, Spiel, Alkohol, Limonadengeränke — und elegante Damen, die sich dort oft erfolgreiche Mühe geben, auf modernen gekleidete Herren zu wirken. Doch dieses ganze Getriebe hat sich ja nur den Namen des arabischen Kaffeehauses ausgeliehen.

Falls man nun einen arabischen Kenner für europäische Verhältnisse um Rat fragt, dann erzählt er uns zuerst, daß wir den Kaffee nicht richtig auszuüben. Wir müssen den Kaffee ganz fein mahlen und ihn sieden lassen. Wir dürfen den Grund ein paar mal benützen, wir dürfen keinen Kaffee verschütten. Zwar gebrauchen wir noch arabischer Art für jede Tasse einen oder zwei gehäufte Teelöffel voll Kaffee, doch dürfen wir bei einer solchen Zubereitung keine zehn Tassen Kaffee nacheinander trinken. Bei gutem Kaffee darf nach arabischer Ansicht kein Mensch Zucker oder Milch nehmen. Zucker ist nur bei mittelmächtigen, Zucker und Milch zusammen hinzugeben sind (nach arabischer Meinung) bloß bei schlechtem Kaffee erlaubt.

Der erste Streik in Schweden vor 250 Jahren.
Wie das „Schwedische Ant. Brev-Bureau“ berichtet, fand der erste organisierte Streik in Schweden vor 250 Jahren statt. Im Jahre 1680 entschlossen sich 60 Arbeiter der Glasfabrik Weller Duing in Stockholm dazu. Duing wandte sich an das kgl. Handelsministerium (Kommerzkollegium), wie es noch heute in Schweden heißt), einzuschreiten. Die Streikenden waren damals in Gilden nach Meistern, Arbeitern und Lehrlingen organisiert. Das Kommerzkollegium ordnete eine Inspektion der Fabrik an, verordnete eine Ueberwachung der Fabrik und gebot den Arbeitern, zu ihrer Arbeit zurückzukehren. Nach sieben Jahren brach aber wieder ein Streik bei Weller Duing aus. Ein ital. Bettelmönch namens Guagnini, der aus Italien entlaufen war, errichtete damals in Stockholm eine Glasfabrik und warb die Arbeiter an. Als 1676 der Streik wieder bei Duing ausgebrochen war, schritt das Kommerzkollegium nicht mehr ein und Duing mußte sich an das Gericht um Hilfe wenden. Nach Untersuchung entschied das Gericht gegen Guagnini, die Arbeiter wurden gezwungen, wieder zu Duing in die Fabrik zurückzukehren, und zwar zu den Löhnen und Arbeitsbedingungen, die das Kommerzkollegium sieben Jahre vorher festgesetzt hatte.

Mittelalterliche Fuhbbeleidigungen. Strümpfe, die heute einen Gegenstand des Luxus in der Frauenkleidung bilden, taten dies im Mittelalter keineswegs. Auf Bildern des 11. und 12. Jahrhunderts sieht man lange, dicke Strümpfe von verschiedener Farbe, wie sie auch die Männer trugen. Die Kleiderbeleidigungen vornehmer Damen, der österreichischen Erbsprinzessinnen, nennen Strümpfe überhaupt nicht. Auf den erwähnten alten Bildern sind nicht immer Schuhe zu sehen. Angewöhnlich waren dann unter die Strümpfe Lederhosen genäht. Im Schuh wurden auch Kurzstrümpfe getragen, die nicht etwa geflickt waren, sondern aus Leinwand geschritten und zusammengeknüpft. Beinkleider zu tragen, scheint bei den Frauen des Mittelalters nicht üblich gewesen zu sein.

Sport • Spiel • Körperpflege
Was ist Wasserball?

Wasserball, das ausgezeichnete Kampfsport der Schwimmer, hat sich in allen deutschen Gegenden eingebürgert. Besonders die Vereine im Arbeiter-Turn- und Sportbund sind sehr eifrige Anhänger dieses Spieles, dessen Charakter sich durch nichts von den anderen Ballspielen am Land unterscheiden. Zwei Mannschaften versuchen gegenseitig den Ball ins Tor der gegnerischen Mannschaft zu befördern. Diese Aufgabe erfüllen zumeist drei Stürmer. Der Torwächter, der Name sagt es, schützt das Tor und versucht die Torhölzer abzuwehren. Zwei Verteidiger und ein Verbindungsmann haben die Aufgabe, die Absicht der gegnerischen Stürmer zu vereiteln, den Ball selbst zu ergreifen, um ihn den eigenen Stürmern zuzuspielen zu können.

Eine spielstarke Mannschaft in vordeschriebener Form (7 Mann) kann zumeist nur in den Freibädern ein reguläres Spiel austragen, da die meisten hiesigen Hallenbäder derart klein sind, daß sie den Mindestmaßforderungen eines Wasserballspielfeldes nicht entsprechen. Eine einzige Ausnahme macht die große Schwimmhalle des Stadtbades, wo selbst auch die Arbeiter-Turn- und Sportvereine für Siebener-Mannschaften zum Austrag bringen können. In allen anderen hiesigen Schwimmabteilungen gestattet die Raumbeschränkung nur ein Spiel für Fünfer-Mannschaften (2 Stürmer, 2 Verteidiger und 1 Torwart).

Die Wasserballspieler müssen äußerst schnell und ausdauernd schwimmen können, über eine gute Ballbehandlung verfügen. Gespielt wird in zwei Halbzeiten von je 7 Minuten, für Jugendliche und Frauen beträgt die Spielzeit zweimal 5 Minuten. Schon die kurze Spielzeit gegenüber den Ballspielen am Land läßt erkennen, in welcher großen Maße das Spiel anstrengend für die Spieler ist. Eine Viertelstunde Wasserballspiel bedeutet für den Spieler genau soviel wie ein zweistündiges Dauerschwimmen. Deshalb auch die kürzere Spielzeit für Jugend- und Frauenmannschaften. Wir Arbeiterschwimmer legen sehr großen Wert darauf, daß eine Ueberanstrengung, ein Uebertrainieren bei unserem Sport nicht stattfindet, daß also durch unseren Sport die Gesundheit unserer Mitglieder nicht geschädigt, sondern nur gefördert wird.

Die Spielregeln des Arbeiter-Turn- und Sportverbandes unterscheiden sich, die Fairness betreffend, gewaltig von den sogenannten internationalen Spielregeln der bürgerlichen Verbände. Während nach den Spielregeln der Bürgerlichen der Spieler, der gerade den Ball hat, getaucht werden kann, werden bei den Arbeiter-Wasserballspielern derartige Versuche als große Fehler bestraft. In der Tauch-erlaubnis der Bürgerlichen ist deren Mannschaftszusammensetzung begründet. Man sieht bei den Spielen der Bürgerlichen besonders starke und schwere Männer, die beim Tauchen des Gegners diesem gegenüber immer im Vorteil sind. Bei den Arbeiter-Schwimmern kann sich jeder Mensch, ob schwer oder leicht, als Wasserballspieler betätigen, denn das „Recht des Stärkeren“ kann sich bei uns in der bei den Bürgerlichen üblichen Form nicht auswirken. Gerade leichte und schnelle Schwimmer sind daher auch bei uns in der Lage, technisch hochwertige Wasserballspiele auszutragen.

Das Bierglas spricht

Es gibt wohl keine Sportart im bürgerlichen Sportlager, bei deren Veranstaltungen es noch nicht zu Schlägereien gekommen ist. Man weiß aus Märgen:

Im Anschluß an ein krasses Fehlurteil des Schiedsgerichtes kam es bei den in München stattgefundenen Boxkämpfen zwischen Ungarn und Bayern zu schweren Ausschreitungen von Zuschauern. Ein Besucher schleuderte von der Galerie des überfüllten Saales ein Bierglas in den Ring, das haarfährig neben dem Schiedsrichter niederfiel. Zur Verhütung weiterer Ausschreitungen mußte das Ueberfallkommando gerufen werden, das vor dem Saal aufgestellt wurde. Inzwischen war es den Ordnungsleuten gelungen, die Hauptkasseler aus dem Saal zu entfernen und die Ruhe wiederherzustellen. Die Bahnhofszugänge und der Platz vor dem Bahnsteig wurden durch ein starkes Polizeiaufgebot gesichert, da eine Wiederholung der Ständalken bei der Abreise der Ungarn zu befürchten stand.

Trotz der Gefinnungsverwandtschaft zwischen Ungarn und Bayern kam es also zu einer echt bayerischen Kauferei. Die Ungarn werden darüber sehr erfreut gewesen sein, ein Stück bayerischen Volkslebens kennengelernt zu haben. Bürgerlicher Sport wie er lebt und lebt. Hipp — hipp — hurra!

Vom Arbeiter-Turn- und Sportverband. Wir teilen mit, daß die Tagesbücher, die mit der Zeitungsbeilage vom 1. Jänner an die Vereine hinausgehen sollten, nicht versendet werden konnten, da nur ein Teil derselben zur Verfügung stand. Bestimmt liegen die Tagesbücher der Zeitungsbeilage vom 1. Feber bei.

Kunst und Wissen.

Alexander Jankinofsky dirigiert heute, den 3. ds. um 8 Uhr abends im Smetanasaal die Tschechische Philharmonie. Am Programm: 1. W. A. Mozart: Symphonie D-Dur, 2. G. Mahler: „Das Lied von der Erde“. Solisten: Fr. Waxa Krato, M. Herr, Dr. Masal, Tenor, Mitglieder des Nationaltheaters in Prag. Restliche Sorten bei Weiser und den ganzen Tag bei der Saal-Kassa.

Premiere: „Lord Byron kommt aus der Mode“. Als zweiter Abend des Spklus „Deutsche Dichtung aus der Tschechoslowakei“ wird am Donnerstag, den 9. ds. im Neuen Theater das Schauspiel „Lord Byron kommt aus der Mode“ von Max Brod zur Erstaufführung kommen. Es wird von Max Viedl inszeniert, die Titelrolle wird Waldemar Leitgeb darstellen.

Spielplan des Neuen deutschen Theaters. Freitag (78-2), 7 1/2 Uhr: „Die heilige Flamme“. Samstag (79-8), 6 Uhr: „Die Reisterfinger von Nürnberg“. Sonntag, 8 Uhr: Arbeiter-Vorstellung: „... Vater sein, dagegen sehr“; 7 Uhr (80-4): „Die große Unbekannte“. Montag (81-1), 7 1/2 Uhr: „Die Prinzessin auf der Erbse“ — „Schwertgewicht“ — „Din und zurück“.

Spielplan der Kleinen Bühne. Freitag: „Dubi“. Samstag: „Sachertorie“. Sonntag, 8 Uhr: „Die heilige Flamme“; 7 1/2 Uhr: „Hochzeitstreife“. Montag (Bankbeamten I): „... Vater sein, dagegen sehr“.

Aus der Partei.

Ausweis für den Monat Dezember.

Die erste Zahl bedeutet Parteifonds, die eingekammerte Wahlfonds:
Bodenbach 4700 K (1000 K), Karlsbad 12.700 K (2000 K), Landskron 400 K (100 K), Pilsen-Budweis 1200 K (300 K), Prag 374 K (90 K), Přeburg 400 K (100 K), Sternberg 1680 K (420 K), Tepliz-Šaaz 4000 K (1000 K), Trautenau 1440 K (360 K), Troppau 2300 K (490 K).

Jugendbewegung.

Sozialistische Jugend, Prag. Freitag, den 3. ds. in der Sec. Leisabend. Es wird aus dem prächtigen, vorwiegend humoristischen Werken Grundmanns, des Arbeiterbüchlers aus dem Schleierland, vorgelesen. Beginn 8 Uhr. Kommet alle pünktlich!

Literatur.

Das Mondtal.

Ein neuer Roman von Jack London.

Vollausgabe der Bücherreihe „Gutenbergs“, Berlin.

Nach einigen Bänden Erzählungen überraschen die Herausgeber der Gesamtausgabe der Jack-London-Bücher jetzt mit einem neuen Roman dieses anerhört produktiven und phantasiebegabten Schriftstellers. Der Roman „Das Mondtal“ umfaßt zwei stattliche Bände. Im Mittelpunkt des Geschehens stehen zwei junge Menschen, eine Wälderin und ein junger Arbeiter, der eine feilende Boyer war, dann aber aus Ekel vor der Sensationsmacherei diesen Sport vergiftet, umsattelte und Rutscher

murde. Die beiden lernen sich auf einem Tangergängen kennen, finden sich glänzend zusammen und werden bald Mann und Frau. „Mitterwachen kennt die Arbeiterklasse nicht“, beide müssen sich ihren Weg durch das harte Dasein bahnen, aber ihre Liebe bleibt ewig jung. Die wirtschaftlichen Sorgen nehmen zu, als ein heftiger Streik gegen den fortwährenden Lohnabbau Stellung nimmt. Es kommt zu heftigen Zusammenstößen, und der junge Ehemann wird von den Wachhabern auf einen Monat ins Gefängnis gesperrt. Das Massendarmfieber in den beiden jungen Menschen ist schwächer als ihre von ihren Eltern vererbte Sehnsucht nach dem Sonne. Und so ziehen sie eines Tages aus San Franzisko fort, zu Fuß wie ihre Vorfahren, im Herzen eine unklare Verheißung, das Tal zu finden, in dem sie die Erfüllung ihrer Wünsche ernten wollen. Dieses Tal scheint es nur auf dem Monde zu geben. Aber nach langer abenteuerlicher und romantischer Wanderung finden sie ihr Mondtal und erobern sich ihr Glück. — Bei einem anderen Schriftsteller als Jack London wäre diese Romanfabel eine Entgeißelung geworden. Der große Amerikaner aber bringt in diesen doppelbändigen Roman so viel Jugend, so viel Naturbegeisterung und männliche Kraft hinein, gibt diesen beiden jungen Menschen so viele Jäger aus seinem eigenen Leben, daß das Interesse an diesem Roman noch bleibt bis zum guten und beglückenden Ende.

Genossen, leset und verbreitet die Arbeiterpresse.

Herausgeber: Siegfried Taub.
Chefredakteur: Wilhelm Riegner.
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Emil Strauß.
Druck: Rota A.-G. für Zeitung- und Buchdruck, Prag
Für den Druck verantwortlich: Otto Horka, Prag
Die Zeitungsmaschinen werden von der Tschech. u. Tschechoslow. Vertriebs- u. Verlagsges. 127 451/111/27 am 14. 12. 1929. Gen.-Verl.

KINO-PROGRAMM
Vom 3. Jänner bis 9. Jänner 1930

Wran Urania-Kino
Quartier latin, Paris, du Stadt der Liebe
mit IVAN PETROVIC und GARMEN BONI.

LIDO 110
„EHE.“
„Engel der Verderbnis“.

Wo verkehren wir?
Café „Continental“, Prag, Graben

LIDOVÝ DŮM
(Gen. Wilhelm Opavský)
Täglich Konzerte. PRAG II., Hyberbaska Nr. 7.

Hans von Bülow.

Zum 100. Geburtstag des großen deutschen Orchesterdirigenten am 8. Jänner.

Unter den Meistern des Letztbodes nimmt der am 8. Jänner 1830 zu Dresden geborene Hans von Bülow den bedeutendsten Platz ein. Er war nicht nur der größte Orchesterdirigent seiner Zeit, sondern hat diese auch — ein seltenes Beispiel der Unsterblichkeit reproduktiven Künstlerums — durch den Nachahm seines künstlerischen Wirkens überdauert. Bülows Dirigenten-große beruhte einerseits auf der bis ins kleinste Detail sorgfältigen Wiedergabe der interpretierten tonbildnerischen Werke, andererseits auf der im wahren Sinne des Wortes nachschöpfenden Vollkommenheit; seine Kunst im Vortrag und in der stimmungsgemäßen Phrasierung machte ebenso Schule wie die sichere Wahl seiner Tempi. Er war der in jeder Hinsicht tonangebende Dirigent seiner Zeit, die von ihm nachschöpfend gelebte Tonkunst unanschätzbare Evangelium. Sein fabelhaftes Gedächtnis, das ihn befähigte, alle tonbildnerischen Werke gründlich ohne Notenhilfe frei aus dem Gedächtnis zu interpretieren, fand nicht minder Bewunderung wie seine rücksichtslos offene Art dem Publikum und den Künstlern gegenüber. Auch als Pianist war Bülow einer der hervorstechendsten Meister seines Instrumentes; er galt als der ideale und vollkommenste Interpret klassischer Klaviermusik. Seine Klavierabende waren daher weniger Virtuosenkonzerte als Lehrreiche Offenbarungen eines Priesters seiner Kunst. Das Leben dieses großartigen nachschöpfenden Künstlers näher zu betrachten, ist notwendig, um seine Kunst und künstlerische Mienenarbeit richtig zu verstehen und einzuschätzen.

Schon als Gymnasiast erregte Bülow durch sein Klavierspiel Aufsehen. Dem Wunsche der Eltern entsprechend studierte er die Rechtswissenschaften an der Universität in Leipzig, ließ sich aber gleichzeitig von dem bekannten Theorielehrer Hauptmann in der Kontrapunkte unterweisen. Die Revolutionsjahre hatten auf seinen Lebenslauf entscheidenden Einfluß.

Richard Wagners Schrift „Die Kunst und die Revolution“ machte ihn zum Wagnerianer und betrug ihn nach dem Anhören des „Lohengrin“, sich ganz der Musik zu widmen. Begeistert folgte er Wagner nach Paris ins Exil, um hier zwei Jahre in der Kunst des Dirigierens von diesem unterweisen zu werden. Nach vorübergehender Tätigkeit als Theaterkapellmeister in Jülich und St. Gallen geht er zu Leipzig nach Weimar, um auch als Pianist seine Vollenbung zu erlangen. Als Dreißundzwanzigjähriger macht er seine erste große Konzertreise durch Deutschland und Oesterreich, deren praktisches Ergebnis die Uebernahme der Klavierlehrerstelle an dem berühmten Stern'schen Konservatorium in Berlin ist. Dem erst achtundzwanzigjährigen Musiker wird der Titel eines königlichen Hofkapellmeisters zu teil und bereits fünf Jahre später der Ehrenдоктор-titel der Universität in Jena. Im Jahre 1867 wird er Hofkapellmeister und Direktor der ungestalteten königlichen Musikschule in München, geht von hier nach Florenz, unternimmt neue glänzende Konzertreisen, die ihn auch nach Amerika führen, wird im Jahre 1878 Kapellmeister des Hoftheaters in Hannover und wird schließlich im Jahre 1880 zum Hofmusikdirektanten des Herzogs von Meiningen ernannt. In dieser Stellung feiert Bülow seine glänzendsten Triumphe als Orchesterdirigent und Organisator. Er begründet den Ruhm der Meiningener Hofkapelle, mit der er Aufsehen erregende Konzerte in ganz Deutschland gibt. Petersburg, Berlin und Hannover sind die weiteren Stationen seiner zahlreichen Dirigentenaufbahn, der der Tod am 12. Feber 1894 in Katro, wohin sich Bülow zur Einberung eines schweren Leidens begeben hatte, ein Ziel setzte. Bülow war in erster Ehe mit der Tochter Franz Liszt's, Cosima, der späteren Gattin Richard Wagners, verheiratet; seine zweite Gattin war die Meiningener Hofschauspielerin Marie Schanzler. Ueber das eheliche Verhältnis mit seiner ersten Frau hat sich Bülow selbst deutlich geäußert und in dieser Beziehung auch seine spätere Stellung zum Bayreuther Meister Karoszeal. „Meine Frau (Cosima) hat sich von mir getrennt und mit den Kindern dauernd in der Schweiz (Tribschen) niedergelassen. — Die

Saiten meines Innern sind nicht verstümmt, sondern sie sind zerissen. Bei meinen Kindern habe ich nicht das geringste Herzschmerz. Ich bin eigentlich nur ein lästiger Anhang; Bayerischer Höfendienst überall in vorderster Linie: Wolzogen, Stein, Levi, Richter, Wottli, ja selbst Seidl — sind alles viel wichtigere Personen als der Abtrünnige, der Verehrer des „Erzfeindes“ Brahms, der sogenannte Vater, dessen verfluchte Schuldigkeit es doch eigentlich zu sein hätte, die Arie stets in Andacht zu heugen vor dem — Stifter der neuen Religion — denn als solcher wird der geniale Tonbildner (Wagner) eigentlich betrachtet.“ Auch über seine eigene Persönlichkeit hat sich Meister Bülow ausgesprochen. „Es ist ein altes Pech von mir, für pikant und ironischer gehalten zu werden, als ich es meiner Natur nach bin. Lebhafte ist eigentlich „sentimental“. Aus Sentimentalität war ich zur Zeit roter Republikaner, aus Sentimentalität Bonapartist; demokratisch — bin's noch, aus Sentimentalität entspringt meine kleine Nebenbeziehung zu den bayerischen Ultramonarchen.“ (Anerk.: „Musikgeschichte in Selbstzeugnissen.“)

Zum Schluß möchte ich noch einige der vielen köstlichen Aussprüche bekanntgeben, die Bülow's satirische Art so treffend kennzeichnen und die zu Hunderten in Musikerkreisen kursierten und heute noch gerne kolportiert werden. Der Schwelmer-Konzertmeister Georg Schmidt hat etliche davon in der letzten (Jänner-) Nummer der Leipzig-Regensburger „Zeitschrift für Musik“ veröffentlicht. Eine Auswahl folgt nachstehend.

Auf der Straße ging Bülow meist äußerst zack, stets in Gedanken verfunken, und stieß einmal mit einem Herrn zusammen, der ihm zornig zurief: „Gef!“ Bülow blieb stehen, zog artig den Hut und sagte nur: „Sehr angenehm — von Bülow!“

Ein auf seinem Klavier spielender Knabe sehr froher Vater besuchte Bülow, um dessen Urteil zu hören. Letzterer betrachtete spöttisch die lange Künstlerinnehme des Jungen und ließ sich etwas vorspielen. „Genug, genug!“ rief er. „Nun, was meinen Sie dazu?“ fragte siegesgewiß der Vater. Bülow brückte ihm 50 Pfennige in die Hand mit den Wor-

ten: „Lassen Sie ihm die Haare schneiden, aber sehr kurz!“

In einer distinguierten Gesellschaft unterhielt sich ein würdiger Konsistorialdirektor einige Zeit mit Bülow über Kunst und stellte hierauf die Anfrage, was er über die Religion denke. Schlagfertig erwiderte der Meister: „Da glaube an Gott, Bach und Beethoven!“

Den bekannten Wiener Kritiker Hanslik, häufiger Gegner von Richard Wagner, hörte Bülow, und als er hörte, daß ersterer mit gutem Erfolg die Karlsbader Kur gebraucht habe, äußerte er sich bewußt hierüber: „Leberleidend reiste er ab und lebend lebend kam er zurück.“

Der bekannte Tenorist Wachtel, — früherer Trostkapellmeister in Hamburg, — reiste zum Gastspiel nach Hannover an das Hoftheater, um dort seine Glanzrolle im „Postillon“ zu geben. Wachtel sang er in der Probe zu unheimlich; Bülow wurde ärgerlich und rief ihm schelmisch zu: „Lieber Herr Wachtel, ein Viertel ist kein Achtel.“ Der Sänger nahm dies keineswegs übel und erwiderte dem verbüßten Bülow: „Herr Bülow, schlagen Sie nur richtig Takt, so bleiben wir alle im Kontakt!“ Deut mußten beide zusammen herzlich lachen und die ganze Hofkapelle stimmte mit ein.

Einem jungen Amerikaner aus reicher Familie, der sehr faul war, drohte Bülow lächelnd mit der Hand und sprach: „Die Klumpen wohl lieber mit den Dollarn in der Tasche, als mit den Fingern auf dem Klavier!“

Einem robusten, vierstündigen Sohn eines Fleischermeisters, dessen massiver Anschlag dem Meister schon lange auf die Nerven fiel, rüttelte er die Achseln mit den Worten: „Sie schlagen mit Ihren Värentagen den Flügel in Grund und Boden; gehen Sie lieber zu Ihrem Vater, schlagen die Oefen tot und haben die Knochen klein!“

In einer vornehmen Gesellschaft begrüßte ein etwas selbstbewußter Diplomat den Meister mit den Worten: „Nun, mein lieber Bülow, was machen Sie eigentlich den ganzen, lieben Tag?“ — „Mein lieber Graf! Ich mache Musik und Sie Politik!“ antwortete der schlagfertige